Uns Alle hat es betrogen

Ein neues Buch des blinden Verfassers von Selbsterlebtes Selbsterzähltes

Fünf Erzählungen aus dem Leben von Martin Fraenkel. Selbstverlag 1908/09.

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

Uns Alle hat es betrogen..!

Fünf Erzählungen aus dem Leben.

Dolores Honesta.

Nemesis.

Weihnachten nahte ...

Der Mann mit den grünen Haaren und dem rosa Schnurrbart.

La Grande.

1908/09
Buchdruckerei G. Reusche, Leipzig.

THE RUSSELL SAGE FOUNDATION FOR THE RESEARCH DEPT. LIBRARY

HV2225
F
copy one

Dolores Honeſta.

Basel. — Dort wo die letzten Häuser stehen. Das Findelhaus, l'hôtel des enfants trouvés. Ein langgestreckter, öder Bau, an der rechten Ecke unter einem Muttergottesbilde das tourniquet.

Ein frostiger, windiger Novembernachmittag. Eine junge Frauensperson kommt eiligen Schrittes, denn sie friert, die Pappelallee herunter. In dem Körbchen liegt Dolores Honesta. Ein zartes, schmächtiges Püppchen mit dunklem Haar. Zehn Tage alt. Dolores friert auch, aber sie hat trotz ihres kurzen Daseins schon so viel des Elends erfahren und ahnt mit ihrem kleinen, klugen Köpfchen wohl die zu kommende ungeheuere Lawine von Misere, daß sie ein wenig Kälte wohl nicht beachtet, sondern starr und ruhig gen Himmel schaut.

Ein Totenglöcklein, es schallt übers Feld herüber, von der Stadt her. Schrei! schrei auf gen Himmel, Dolores Honesta, das ist dein Mütterlein,

das sie jetzt da drinnen begraben, die fremden Menschen!

Dolores Honesta schreit nicht, sie schaut gen Himmel, dort ist jetzt ihr Mütterlein, und dann schaut sie wieder wie suchend in die Augen ihrer Trägerin.

Diese ist jetzt am tourniquet angelangt. Sie stellt den Korb hinein, zieht zwei, dreimal energisch an der Glocke und wendet sich stracks der Stadt wieder zu. Nicht einmal wendet sie den Blick zurück. Sie glaubt, es würde dem Kinde Unglück bringen. Und das will sie doch nicht. Die Schwester, die sich gerade in der Nähe befand, hatte inzwischen das tourniquet gedreht und den Korb mit dem Kinde hineingenommen. An dem Deckchen, das über das Kind gebreitet war, stak ein Zettelchen. Darauf stand in kritzlicher, schlecht leserlicher, fremdländischer Handschrift, in Spanisch: „Mein Kind soll Dolores Honesta heißen. Es ist das Kind rechtschaffener Liebe, und sie soll Dolores die Rechtschaffene heißen, und sie soll ihrem Namen immer Ehre machen."

* * *

Drinnen in der Stadt bewegte sich ein ärmlicher Leichenzug, wenn man so sagen darf,

dem Armen-Kirchhof zu. Zwei alte, von Kälte schlotternde Weiber, die Wirtin und die Leichenwäscherin, folgten dem Sarge. Die Wirtin zählte mit der linken Hand die Silberstückchen in der Tasche, die sie der Toten abgenommen hatte, nach und kalkulierte etwas langsam, da das Rechnen nicht ihr Forte war, ob sie für die vierzehn Tage Kost und Logis auch genug rausgeschlagen hatte. Links, auf dem Trottoire, etwas hinter dem Sarge ging ein hochgewachsener, blonder noch junger Mann, die Hände in den Rocktaschen, den Mantelkragen in die Höhe geschlagen, mit gekünsteltem gleichgültigen Gesicht und bestrebt, den Anschein zu erwecken, als ob er mit der ganzen Geschichte in gar keinem Zusammenhange stünde. Das war Dolores Honestas Vater.

Ernst Boos war mit bis in die Nähe des Friedhofes gegangen. Dann blieb er stehen und überlegte; mit auf den Gottesacker zu gehen, erschien ihm gefährlich, das konnte zu Gerüchten Anlaß geben und das mußte auf alle Fälle vermieden werden. Er sah dem Sarge noch eine Weile nach, wie dieser im Torweg des Friedhofes verschwand.

Concha konnte auch ohne ihn begraben werden.

Hu, wie kalt es war. Und der ekelhafte Wind. Arme Concha, dachte er, dann holte er ein Schnupftuch aus der Tasche, wischte sich einen Tropfen von der Nase, knöpfte sich den Überzieher wieder sorgfältig zu, steckte die Hände in die Taschen und trollte in einer Art Hundetrab, der Kälte wegen, der Stadt wieder zu.

In der Nähe des Bahnhofs, in einer Seitenstraße, war eine kleine spanische Bodega von einem alten Catalanen gehalten, wo Ernst Boos öfters einen Schoppen trank und wo er seine spanischen Sprachkenntnisse und spanischen Reminiszenzen auffrischen konnte. Die Laune zum plappern war ihm jedoch heute vergangen und nach einem hastigen „Buenas tardes, Don Faustino", setzte er sich auf einen Eckplatz, bestellte eine Flasche Vino del Rivero, nippte am Glase und döste vor sich hin.

Jetzt waren es gerade zwei Jahre her, daß er sie kennen gelernt hatte. Dummes Ding, die Concha. Überhaupt . . . . . .

Dann überlegte er. Sollte er für die Kleine im Findelhause da draußen etwas Geld, vielleicht hundert Franken, hinaussenden? Das war immerhin ein Notpfennig, wenn sie mal hinausginge in die Welt, nach 16 Jahren oder so. Ja, das wollte

er tun, das wäre eine gute Tat. Er knöpfte die Weste auf, nahm aus der Innentasche ein Bündelchen Banknoten, löste eine Hundert-Franken-note ab und steckte diese in die äußere Westentasche.

Dann überlegte er weiter. Er war sehr zufrieden mit sich. Arme Concha? Aber warum war sie ihm auch hierher gefolgt? In Spanien wäre sie sicher nicht gestorben, sonderbare Idee und muy atrevido, ihm hierher zu folgen. Wenn nur sein Vater ihn nicht nach Malaga geschickt hätte, um den faulen Spaniern Seidenband aufzuhängen.

Dann wäre die ganze dumme Geschichte nicht passiert. Daß ihm das dumme Ding alles geglaubt hatte! Und wenn man in Spanien ist, will man doch auch eine spanische Liebe haben. Das war doch selbstverständlich. Und die Alte hätte sie nicht so oft allein lassen sollen. Überhaupt...!

Aber wie hatte die picara nur herausbekommen, daß er aus Basel war, und daß Basel in der Schweiz lag? Von Geographie hatte sie doch gar keine Ahnung. Und so ganz ohne Geld. Da mußte ihm sicherlich der Hans Mahlmann, der aus Zürich war und seine Verhältnisse kannte, einen gemeinen Streich gespielt und der Kleinen alles verraten haben. So ein gemeiner Kerl!

Dann rief er den Wirt, bezahlte die Flasche Wein, benutzte dazu den Hundert-Frankenschein und steckte das Wechselgeld ins Portemonnaie.

Die Kleine konnte auch ohne die Hundert Franken fertig werden; er hatte genug Kosten mit dem Begräbnis gehabt.

„Buenas noches, Don Faustino! —
Muy Buenas noches, Don Ernesto! —“

* * *

Mit acht Jahren wurde Dolores den Ursulinerinnen in Zug überwiesen und mit 15 Jahren kam sie zu den Schwestern vom Heiligen Herzen nach Sion. Sie war aufgeweckt und äußerst lernbegierig, sie sprach ein gutes Deutsch und ein noch besseres Französisch mit einem ganz kleinwenig Schweizer Accent. Von Gestalt war sie schmächtig, doch wohlgebildet. Ihr Knochenaufbau war äußerst zierlich, sodaß die ganze Gestalt wie ein reizendes Püppchen erschien. Ihre rosigen Wangen, ihre Rehaugen, ihr volles, dunkles, nicht zu dunkles Haar, ihre Lebhaftigkeit, gepaart mit jungfräulicher Reserve, alles entzückte an ihr. Sie war der Liebling der frommen Schwestern, der Abgott ihrer Mitschülerinnen. Sie war nicht

wortkarg, für all und jeden hatte sie ein freundliches, passendes Wort. Als sie 17 Jahre alt war, kam ein Brief aus Paris von einer vornehmen, reichen Dame, einer geborenen Schweizerin, die auch im Sacré-Coeur zu Sion erzogen worden, und bat um eine Demoiselle für ihre beiden kleinen Mädchen von sieben und neun Jahren.

Die Wahl der Oberin fiel auf Dolores Honesta. Unter den Habseligkeiten, die sie mit sich nahm, war auch das Körbchen und die Wäsche, worin sie vor ungefähr 17 Jahren ihren Einzug in das Findelhaus gehalten hatte. In einem Beutelchen auf der Brust trug sie neben einer Denkmünze das Vermächtnis und die Mahnung ihrer Mutter, das Zettelchen, das ihren Namen und ihren Weg durchs Leben bestimmte. Ihr Aufenthalt in Paris bot nichts des Denkwürdigen, ein ruhiges, frommes Leben zwischen frommen und anständigen Menschen. So vergingen zwei Jahre, da erhielt sie einen Brief von einer Mitwaise, mit der sie mehrere Jahre bei den Ursulinerinnen in Zug in besonders anhänglicher Freundschaft gewesen war. Die Freundin, mit der sie während des Getrenntseins im steten Briefwechsel geblieben war, lud

sie ein, nach Luzern zu kommen, wo sie sich, nachdem ihr ein kleines Erbteil zugefallen war, als Schneiderin etabliert hatte.

Dolores sollte bei ihr wohnen und ihr im Haushalt helfen und das Schneidern lernen, und so würde die alte Freundschaft in gemütlicher Umgebung unter mächtigen Trieben wieder neu aufblühen. Dolores hatte immer eine gewisse Sehnsucht nach dem Schweizerlande in sich getragen und nahm das Anerbieten an. Und nun beginnt die Geschichte von Dolores Honesta, beginnt der Kampf um das, was sie fortwährend im Herzen und im Sinne trug, was ihre Mutter im Sterben ihr als ein heiliges Losungswort gelassen hatte: „Und sie soll ihrem Namen immer Ehre machen!“

Sie, die bis jetzt in reinem Äther unverdorbenster Jungfräulichkeit ihr junges Leben verbracht hatte, kam mit einem Schlage in den tiefsten Sumpf verpesteter moralischer Verderbtheit. Und die Gefahr kam nicht von den jungen Leuten, die die junge und rosige Landsmännin umschwärmten, nicht von den fremden Herren und Schweiz-Reisenden, die das anmutige Kind mit Entzücken, aber auch mit Achtung begrüßten, nein, die

schreckliche Gefahr, die ihr makelloses Dasein umgarnte und für ewig zu verderben drohte, nistete in unheilvoller Nähe am Busen der Freundschaft, unter dem Deckmantel schwesterlicher Liebe, am eigenen Herde ihrer neugefundenen Häuslichkeit.

Dolores Honesta ist sich selbst nie klar geworden, ob die bösen und widernatürlichen Instinkte in dem Sinnen und Trachten ihrer Jugendfreundin derselben angeboren waren, oder ob diese erst durch das innige Zusammenleben mit ihr und durch einen unwiderstehlichen, immer wieder neu aufflammenden Liebestaumel entfacht wurden. Von ernster Arbeit war bei ihrer Hausgenossin seit dem ersten Tage ihrer Ankunft schon keine Rede mehr. Von einer wahrhaft teuflischen Fleischeslust für die an Leib und Seele kerngesunde Herzensfreundin erfaßt, wich sie fast keinen Augenblick von ihrer Seite, verfolgte jede Bewegung, jeden Blick Dolores mit den eifersüchtigen Augen eines unbefriedigten, feurigen Liebhabers, überschüttete sie immer und immer wieder mit unwillkommenen, von lüsterner Zärtlichkeit strotzenden Liebkosungen, hatte überall an ihrer Toilette etwas auszusetzen, verbrachte täglich stundenlang damit, dem widerstrebenden Mädchen die üppigen Haare so und so

und wieder so zu scheiteln und aufzubauen. Sie verschwendete eine Menge der nicht übermäßig vorhandenen Frankenstücke, um dem Liebchen Bijoux, Bröschchen und Ringelchen, Schleifen und Bändchen zu kaufen, um diese täglich von neuem wie ein Bräutchen zu schmücken. Und wenn der qualvolle Tag vorüber war, begann für Dolores die noch gräßlichere Nacht. Allein in der Wohnung mit ihrer Peinigerin mußte sie sich tausend Listen ausdenken, um den tausend und abertausend lüsternen Liebesangriffen ihrer Freundin, ohne diese zu verletzen, zu entgehen. Sie war ihrer Freundin Dank schuldig und würde es für elend empfunden haben, deren Liebe ein direktes abweisendes Wort entgegen zu stellen.

Nach und nach fühlte sie doch ihre Kräfte erlahmen, immer schwieriger wurde es ihr, den lesbischen Gelüsten ihrer Freundin auszuweichen, da erschien der rettende Engel in Gestalt einer wohlhabenden Waliser Dame, die im Sommer eine Villa in der Churer Gegend bewohnte und in der deutschen Reichshauptstadt ein großes Café-Etablissement besaß.

Diese Dame, deren Bekanntschaft Dolores in ihrer Eigenschaft als Modistin machte, bot der

hübschen und jugendfrischen Landsmännin eine Stellung in ihrem Haushalte an, und Dolores reiste trotz Bitten ihrer sich wie verzweifelt gebärdenden Hausgenossin mit ihr nach der norddeutschen Metropole.

Hier war es, wo ich Dolores Honesta kennen lernte. Ich gab zu jener Zeit spanischen und englischen Unterricht und von dem Augenblicke an, wo Dolores mit einem von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden lieblichen Ton in der Stimme „Guten Tag, mein Herr“ bot, bis zu dem, als ich der Sterbenden erstarrende Hand endlich loslassen mußte und darüber hinaus bis zu eben dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen diktiere, war sie, ihre so unendlich beruhigende Anwesenheit und das Gedenken an sie, eine läuternde, dem Guten, Wahren, Schönen einzig und allein lebende und mit hinan ziehende Erscheinung! Sie war meine gelehrigste Schülerin, ich fühlte es, daß ihre Blicke an meinen Lippen hingen, daß sie jedes Wort, das ich lehrend sprach, verschlang und für ewig als einen Schatz in ihrem kleinen Köpfchen barg. Es war eine Freude, zu hören, wie sie schon nach einigen Wochen englische und spanische Sätze und Redewendungen geläufig

verwandte und wie die Geheimnisse der Konjugation für sie keine Schwierigkeiten mehr boten. Das „Guten Tag, mein Herr," war längst verschwunden und hatte einem herzlichen good afternoon, sir oder einem graziösen muy buenas tardes, Señor, Platz gemacht. Sie war mir im Laufe der Zeit mehr als Schülerin geworden, eine aufmerksame Vorleserin und zart fühlende Führerin. Es war nach den Stunden. Dann gingen wir an schönen Nachmittagen in den nahen Tiergarten oder wenn es regnete oder schneite in ein Café. Da laß sie mir Zeitungen und Zeitschriften vor, unermüdlich, politische Leitartikel, die sie offenbar gar nicht interessierten, alles mit gleicher Geduld, gleicher Liebenswürdigkeit und reizender, richtiger Accentuirung. Und jetzt tritt der Schriftsteller in Aktion. Denn was ich jetzt erzähle oder skizziere, habe ich nicht vom Hörensagen, und ich habe es auch niemanden an den Augen ablesen können, denn das ist mir versagt.

Alles ist ein langes Ahnen, ein seelisches Erraten und ein sensitives unwillkürliches Mitempfinden. Ein Mitempfinden mit einem himmelhoch jauchzenden und dabei in qualvollster Betrübnis bangenden Herzen, dem lähmenden,

furchtbaren Kampfe einer aus eigenster innerer Wahl reinster jungfräulichen Seele mit der Liebe, mit einer überwältigenden, fordernden, streng fordernden Liebe eines Mannes, eines wirklichen Mannes.

Das alte und ewig wiederkehrende Puppenspiel vom Gretchen und vom Faust. Gretchen war gegeben, und Faust alias Mephisto schnellte aus der Versenkung. Und was sich da vor zwanzig Jahren oder so zwischen den Orangenbüschen und Olivenhainen von Malagas reizvoller Umgebung abgespielt hatte, wiederholte sich jetzt an den trüben Fluten der Spree. Mephisto erschien in Gestalt eines ritterlichen, hochgewachsenen blonden Oberleutnants mit kurz gestutztem, etwas dunklen Schnurrbärtchen, der, wie man mir sagte, wunderbare blaue Augen besaß, die von einer Seelentiefe sein sollten und die einen so angucken konnten — so . . . . . so . . . . . so . . . . .

Rolf von Rolframstein war Oberleutnant bei einem preußischen reitenden Artillerieregiment, nach Jüterbog zur Schießschule kommandiert und verbrachte seine Nachmittage und Abende von 4 Uhr ab dort, wo man sich in Berlin nicht langweilt. Da plötzlich erfaßte ihn, wie er mir detai-

lierte, ein Ekel, ein unabweisbarer, sich ihm täglich mehr und mehr aufdrängender Ekel an einem Leben, das ihm nutzlos und zugleich ein verworfenes erschien. In Wahrheit war es wohl, wie ich zwischen den Zeilen seiner kurz hingeworfenen und in knapper Leutnantsform incoherent vorgebrachten Satzwendungen leicht herausphilosophierte, die Erkenntnis einer unverschämt niedrigen Leutnants-Gage mit den obligaten vorschriftsmäßigen Abzügen neben einer minimalen Aussicht auf ein irgendwie nennenswertes Avancement. Eine leichte Verletzung des Schienbeines, die er sich bei Gelegenheit eines Rittes nach den fliegenden Scheiben zugezogen hatte, hatte ihm einen Vorwand geboten, einen sechsmonatlichen Urlaub zu bekommen.

Kaum hatte er das Einerlei des Dienstes abgestreift, fing er an, Pläne zu machen. Die Uniform wollte er, so schwor er sich zu, nur in dem alleräußersten Falle wieder anlegen, wenn alle seine Pläne scheiterten. Im vergangenen Sommer hatte er in Wiesbaden den Gesandten einer exotischen südamerikanischen Republik kennen gelernt und mit ihm im Drange der Langeweile über Politik, Armee-Organisation, südliche Frauen-Schönheits-

Spezialitäten, Maschinengewehre, Stiergefechte und Schnellfeuergeschütze geradebrecht. Dabei hatte der Herr Leutnant Gelegenheit gehabt, dem Herrn Gesandten mit seinen taktischen Fähigkeiten zu imponieren und dieser hatte ihm bei einer vierten Pulle Kupferberg Gold so ziemlich sicher den Posten eines kommandierenden Generals an den Ufern des Rio Azul in Aussicht gestellt. Zwar hatte der Minister unserm Rolf von Rolframstein bei dessen wiederholten Besuchen auf der Gesandschaft am Maria-Augusta-Platz bis dato nur ausweichenden Bescheid auf seine angelegentlichen Erkundigungen gegeben, ob das betreffende Ernennungsdiplom noch nicht eingetroffen sei; aber unser Held sah trotzdem immer den Federbusch und die 9000 Pesos jährlich als angenehmen Appendix in rosigem Zukunftsbilde winken und beschloß auf alle Fälle spanischen Unterricht zu nehmen. „Denn Spanisch müssen Sie wenigstens soviel können," hatte der Gesandte gesagt, „daß Sie die Kerls gelegentlich mit einem Caramba oder Carajo anschnauzen können." Und dann, falls die breiten Goldstreifen versagten, war ja noch immer Krupp da. Der nahm ja alle dienstmüden Offiziere an, besonders die Herren

von der Artillerie, und sandte sie als Garde-Commis-voyageurs in alle Himmelsrichtungen. Da war ihm ein guter Posten, sei es am Popocatepetl oder am Rio de la Plata auf alle Fälle sicher. Aber Sprachen mußte er dazu lernen, Sprachen, wie sie in den Affenländern dort unten gebraucht wurden. Also „rin" in die moderne Philologie!

Und so kam es, daß ich eines Abends bei der Rückkehr von einem Spaziergange auf der Schreibtafel an meiner Studio-Tür die etwas burschikos klingenden Worte fand:

„Wann sind denn eigentlich hier die Dienststunden? Rolframstein."

Eine Stunde später öffnete sich mit militärischem Rucke die Türe und ein hochgewachsener Herr betrat mit energischem Schritt, dem man das Sporenklingen noch nachempfand, das Zimmer und meldete sich mit einem kräftigen: „Rolframstein", als Schreiber jener merkwürdigen Worte.

Dolores Honesta war gerade anwesend, als dies geschah. Ihre Lektion war beendet, aber sie zögerte zu gehen, als der Besucher eintrat. Das schickte sich doch nicht. Auch konnte sie mir wohl

helfen, den Namen des neuen Schülers eintragen und mir sonst über die Verlegenheiten, die einen Blinden stets bei einem ersten Besuche befallen, weghelfen. Sein Blick streifte wohl den ihren, war es Liebe auf den ersten Blick? — Ich habe mir diese Frage später öfters gestellt und auch Dolores darüber befragt, aber nie eine rechte Antwort darauf erhalten.

Sie war sich wohl selbst nicht klar darüber. Der junge Oberleutnant belegte einen spanischen Kursus, später nahm er auch englischen Unterricht. Dolores war meistens bei den Stunden zugegen. Sie war eine viel gelehrigere Schülerin als der junge Mann. Oft, wenn seine Zunge bei einem etwas schwierigen Aussprach-Problem stockte, half sie ihm mit einem lustigen Worte und silberhellen Lachen über seine Verlegenheit hinweg. Manchmal kam es mir vor, als wenn sein Blick mehr in die lachenden dunklen Augen Dolores tauchte, als daß er in sein Buch sah oder mich anschaute, wie es für den Zweck des Unterrichts gebotener gewesen wäre. So recht vorwärts kam er nicht. Sein Sprachtalent war ein recht beschränktes. Auch sein Interesse erkaltete, da der Federhut und die Generalstressen sich immer mehr in blauer Ferne

verloren. Aber im Herzen Dolores hatte er sichtlich große Fortschritte gemacht.

Je unbeholfener und kindlicher er sich beim Studium benahm, desto mehr schlug ihm das nachsichtige und weiche Herzchen des früheren Kinderfräuleins, das viel, sehr viel Geduld gelernt und sich zu eigen gemacht hatte, entgegen.

Nach den Lecciones oder Lessons begleitete sie oft den jungen Offizier bis zum Fahrstuhl und blieb dabei meistens länger aus, als unbedingt notwendig gewesen wäre. Die jungen Leutchen hatten sich jedenfalls sehr viel, so viel zu sagen, Sachen und Sächelchen, die doch nicht in das ernste Studierzimmer und an das Ohr des gestrengen Herrn Professors gehörten. Das Verhängnis ging seinen Weg. Mephisto-Faust machte seine verschiedenen Metamorphosen durch. Denn wenn auch Goethe auf der Bühne notgedrungen den Faust und den Teufel als zwei besondere Personen auftreten läßt, so beabsichtigte er damit doch nur die beiden Seelen, die in jedem Menschen hausen, die schwarze und die dunkelweiße, zu zeichnen. Ich sage die dunkelweiße, denn schneeweiße existieren wohl überhaupt nicht, denn selbst da, wo scheinbar die größte Selbstlosigkeit irgend eine Tat

diktiert, ist dem Individium selbst unbewußt doch irgendwo ein kleines Interesselchen vorhanden.

Faust-Rolframstein meißelte kräftig an dem kleinen butterweichen Herzchen Dolores. Der Meißel arbeitete schmerzlos, war von Rosenblüten umwoben und in Gestalt von Cupidos süßen, bekannten Pfeil. Oft bangte mir vor dem, was sich da, mir unsichtbar, sicherlich hinter den Kulissen vollzog. Sollte sich das Schicksal der armen Spanierin bei ihrer Tochter wiederholen? Und doch hatte ich weder das Recht noch die Macht, Armor in die Arme zu greifen.

Eine der nächsten Stunden, als ich mit Dolores allein war und mit ihr die Sprache Cervantes' studierte, bot mir die Gelegenheit, einen Blick in ihr Herz zu tun und zu erfahren, ob ich nicht mit einer Warnung zu spät käme. Wir waren bei den spanischen Verben und nahmen die Konjunktive durch. Ich bat Fräulein Dolores, einen Satz zu bilden, in dem ein solcher vorkäme. Das junge Mädchen stockte. Und wie es öfters in solchen Fällen vorkommt, zermarterte sie ihr Gehirn vergebens, eine geeignete Phrase zu bilden. Auf dies hatte ich gewartet: „Wie lauteten doch die

Worte, die Ihre Mutter Ihnen als ihr letztes Vermächtnis mit auf den Lebensweg gab?“

Dolores zögerte, aber die wenigen inhaltsschweren Worte waren doch zu tief in ihr Gedächtnis eingegraben, als daß sie auf meine schnelle Frage eine Antwort verweigern konnte, obgleich sie in ihrem klugen Köpfchen wohl erriet, warum ich gerade diese kurzen Sätze als passendes Beispiel einer spanischen Konjugationsschwierigkeit wählte.

„Que llamen á mi hija Dolores Honesta. Es el fruto de amores honestos y por esto su nombre debe ser Dolores la honesta. Y que haga siempre honra á su nombre!“ —

Ich fühlte, wie das Mädchen bei der leisen Wiedergabe dieser für sie so bedeutungsvollen Worte unwillkürlich errötete. „Und nun,“ frug ich, vielleicht etwas zu scharf, „haben Sie, Dolores Honesta, Ihrem Namen immer Ehre gemacht? Haben die letzten Wochen keine Bresche in Ihre guten Vorsätze geschlagen? Können Sie, Dolores Honesta, beim Nachtgebet Ihrem Mütterchen noch immer klar in die Augen schauen?“

Ein minutenlanges Schweigen folgte diesen meinen Fragen. Nur wenigemale seit meiner Erblindung hatte ich wohl so sehr meine Macht-

losigkeit empfunden, die Unmöglichkeit, ihr in diesem Momente in die Augen zu blicken und in ihrer Seele zu lesen, um die Wahrheit, die volle Wahrheit mit einem Blicke zu erhaschen, und ihr so vielleicht eine unendlich peinliche in Worte gekleidete Erklärung zu ersparen. Aber ich wußte, daß Dolores Honesta nie und nimmer lügen würde, selbst auf die Gefahr hin, vor dem einzigen Mitwisser des Geheimnisses ihrer Geburt als eine Gefallene und Wortbrüchige erscheinen zu müssen.

„Noch bin ich Dolores Honesta," kam es bebend, aber bestimmt über ihre Lippen, „aber wie lang noch, das weiß der Himmel. Der Kampf ist zu schwer, und ich fürchte, ich fürchte, ich werde unterliegen." Und dann schluchzte sie lange, sehr lange. Ich schwieg und ließ sie ruhig sich ausweinen.

Nach zirka einer Viertelstunde, als sie ihre Fassung allmählich wiedergewann, sagte ich: „Sie brauchen mir nichts zu erzählen, ich weiß, oder vielmehr ahne alles. Es ist die alte Geschichte und wie sie endet, ist mehr oder weniger gleichgültig. Unglücklich hat er sie doch gemacht. Aber wir wollen einmal überlegen. Was sind seine Versprechungen, seine Pläne?"

„Rolf," und diese Bezeichnung des Leutnants bei seinem Vornamen seitens Lolas sagte mir Bände, — „beabsichtigt, nach Südamerika zu gehen, wo er einen Freund hat, einen früheren Kameraden, und der ihn eingeladen hat, zu ihm zu kommen. Er schrieb ihm, daß er eine Schafzüchterei am Fray Bentos-Flusse betreibe, und daß dort auch gute Aussichten für Rolf beständen, falls dieser sich in ähnlicher Weise in der Nähe oder in einer sonstigen günstigen Gegend der Republica Oriental niederlassen würde. Ich soll mit ihm ziehen und dort unten in Uruguay, aller konventionellen Fesseln ledig, will er mich heiraten." Ich schwieg und dachte nach. Abgesehen davon, daß ich, nachdem ich in den Monaten unserer Bekanntschaft Gelegenheit gehabt hatte, den Charakter und die Fähigkeiten des jungen Mannes zu studieren, diesen Leutnant kaum für den richtigen Mann hielt, in jenen mir wohlbekannten Urgegenden der Natur und der Menschheit Reichtümer abzujagen, kam mir überhaupt die ganze Idee als ein in zu weite Lüfte gebautes Familienschloß vor. Besonders die so hinausgeschobene Heirat behagte mir garnicht. Standesämter und evangelische Geistliche sind in der Gegend dort

unten so seltene Artikel — scarce and far between, wie der Amerikaner sagt.

Ich fühlte und wußte, daß lange Ermahnungsreden in Deutsch über diesen Punkt wenig oder gar keinen Eindruck auf die verliebte Lola machen würden. Derartige Tiraden sollen in solchen Fällen gewöhnlich das Gegenteil der gewünschten Wirkung hervorbringen.

Ich sagte daher nur kurz und auf spanisch: „Nun Doña Dolores, Sie werden ja wissen, was Sie sich schuldig sind!“ Und dann setzten wir die Konjugation der spanischen Verben fort.

Während Lola zu den nächsten Stunden ruhig weiter erschien, blieb merkwürdigerweise der Leutnant fort. Entschuldigungsschreiben hielt er scheinbar nicht für nötig. Ich zauderte, Lola darüber zu befragen. Dann erzählte sie mir einmal von selbst, daß sie ihn seit sechs Tagen nicht gesehen habe und daß ihm seine vier Reitpferde viele Unannehmlichkeiten bereiteten. Diese vier Reitpferde bildeten neben dem öfteren Portemonnaieverlieren, an dem Rolf von Rolframstein offenbar laborierte, einen Schmerzenspunkt in der aktuellen Lebensperiode des jungen Mannes. Er hatte nämlich einen Wechsel ausgeschrieben, einen Wechsel

auf 10000 Mk., mit seinem schönen Namen darunter und für dieses kostbare Papierchen, das sechs Monate laufen sollte, hatte er 500 Mk. in bar, vier Reitpferde nebst Zubehör und eine sehr hübsche Reitpeitsche mit vergoldetem Knopf, der aber schon zu dunkeln anfing, erhalten.

Diese vier Renner waren ebenso viele „weiße Elefanten" für ihn geworden. Kaufen, wenigstens zu einem annehmbaren Preis, wollte sie niemand. Sie fraßen viel und taten wenig, bei Mutter Grün wollten und konnten sie nicht kampieren, alle Augenblicke bekamen sie eine neue moderne Pferdekrankheit oder zogen sich eine Verletzung zu.

Kurzum, sie gaben dem Leutnant zu tun und dieser hatte einen Lebenszweck wenigstens während seines Aufenthaltes in der Reichshauptstadt. Inzwischen machte der Sommer und die heiße Jahreszeit reißende Fortschritte, die Reihen meiner Schüler lichteten sich unheimlich, die Berge und das Meer waren zu Riesenmagneten geworden und Dolores Honesta war beinahe das einzige Wesen, das mein Zimmer, wenn auch nicht so regelmäßig wie früher, aufsuchte. Sie und ein junger Ingenieur, der sich für die Vereinigten Staaten vorbereitete und nur abends Zeit hatte, waren meine einzigen Schüler. Ein

Spaziergang mit Lola im Tiergarten, eine Tasse Kaffee mit Konzertbegleitung im Kaiser Wilhelmzelt und ein Glas Schultheiß am Abend mit dem jungen Elektriker in einem Biergarten der Sadowastraße waren meine Zerstreuungen.

Eines Abends so zwischen zehn und elf, als einem furchtbar schwülen Tage ein noch schwülerer Abend gefolgt war, saß ich mit meinem jungen Schüler in besagtem Biergarten, als eine ungewöhnliche Aufregung unter den zahlreichen Gästen bemerkbar wurde und sogar mir, dem Blinden, auffiel. Stimmengemurmel, das Wort Feuer. Der Himmel hatte sich in unglaublich kurzer Zeit blutrot gefärbt. Das Feuer mußte sehr nahe sein. Jetzt rasselten auch die Löschzüge vorüber, die Dampfspritzen fauchten, eins, zwei, drei, noch mehr. Großfeuer! Die ersten Neugierigen, welche beim ersten Alarm auf die Straße hinausgeeilt waren, kamen zurück und meldeten: Feuer im Café Vizedomini am Sanssouciplatz. Kurzschluß an den elektrischen Reklameschildern auf dem Dache. Der ganze Dachstuhl des riesigen Hauses stand in Flammen. Andere kamen hinzu: Aus dem Fenster des vierten Stockes schlügen bereits die Flammen. Mein Herz stand still. Bei den Vizedominis im

dritten Stock des brennenden Hauses wohnte Dolores Honesta. Sie hatte mir oft erzählt, daß sie früh zu Bett gehe und im Bette zu lesen pflege. Meine Phantasie malte mir schreckliche Szenen vor. Das rasche Umsichgreifen des Feuers. Die engen Treppen des alten Hauses. Es war mir unmöglich, ohne mir Gewißheit über die Sicherheit Lolas zu verschaffen, ruhig sitzen zu bleiben, und ich drängte meinen jungen Freund, mir den Arm zu geben und mich nach dem Sanssouciplatz zu führen.

Im Eilschritt ging es dahin, aber dichtgedrängte Menschenmassen versperrten den Weg, lange Kolonnen von Straßenbahnwagen hatten sich angesammelt. Der Platz war polizeilich abgesperrt. Von dieser Seite war der Zugang unmöglich. Mein Herz pochte fieberhaft. Ich drängte meinen Begleiter zurückzueilen, um es von einer anderen Straße aus zu versuchen. Im Sturmschritt ging es zurück, durch die Sadowa-Straße, den weiten Umweg durch die Prinz Albert Straße nach der Reipziger Straße zurück nach der Brandstätte. Auch hier der riesige Menschenstrom, dieselbe Massenansammlung von Straßenbahnen und Vehikeln aller Art. Dieselben

Absperrungsmaßregeln. Aber von hier aus hatte man einen vollständigen Überblick des brennenden Hauses. Wie mir mein Begleiter sagte, war bereits der ganze dritte Stock ein einziges Flammenmeer. Vorwärts zu kommen oder irgend welche Gewißheit über die Sicherheit der Bewohner zu erlangen, war unmöglich. Die Schutzmannsposten wußten nichts. Wieder lange Umwege und fruchtlose Versuche von der Belvederestraße aus. Nach stundenlangem Warten drängte mein Freund trotz meines Bittens, zum Nachhause gehen, da er bereits um sechs Uhr auf seiner Arbeitsstätte in Moabit sein mußte. Da ich als Blinder gänzlich von ihm abhing, mußte ich einwilligen, verbrachte jedoch eine schlaflose Nacht, die nur gegen Morgen einem kurzen Schlummer wich.

Sobald ich abgeholt wurde, eilten wir nach dem Café Vizedomini, wo eine furchtbare Verwüstung herrschte. Dolores Honesta hatte sich glücklich gerettet und war bereits auf sicherem Boden unten, als eines der kleinen Vizedominischen Kinder vermißt wurde, wieder die von Qualm erfüllten Treppen hinaufgelaufen und oben angelangt von einem herabstürzenden Balken am

Kopfe und an der Schulter verletzt worden. — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wehe — Wehe — Wehe —
— — — — — — — — — — — — — —

Eine furchtbare, an Gewißheit streifende Ahnung stieg in mir auf, daß Lola verloren sei. Ein zum Himmel schreiendes Weh durchschnitt mein Herz. Was mir in den Monaten unserer Freundschaft nur unklar im Herzen geschlummert hatte, und das ich immer wieder und immer wieder nieder gekämpft hatte, wenn es hervorbrechen wollte, das Gefühl, daß ich Lola Honesta liebte, mit der ganzen großen egoistischen Liebe eines alternden, vereinsamten Blinden, die sich an das Herz des jungen blütenreinen Mädchens angeklammert, mit der letzten Hoffnung eines Schiffbrüchigen, der wieder festen Boden unter sich zu fühlen beginnt. Dieser Boden sank nun unter mir!

Ich bin hier, um die Geschichte Dolores Honestas zu erzählen und nicht, um meine Gefühle zu schildern. Wir eilten schwankenden Schrittes, und doch so rasch, wie uns unsere Füße tragen konnten, nach dem Elisabeth-Krankenhause, wohin man Lola gebracht hatte. Dort sagte man uns, daß wir nachmittags um drei Uhr zur Besuchs-

zeit wiederkommen müßten. Eine Gewißheit über den Zustand der Verunglückten war nicht zu erlangen. Wie der lange Tag bis zu dieser Stunde verging, ist mir heute noch ein Rätsel. Ein ununterbrochenes Hin- und Herirren zwischen dem Tiergarten und meinem Studio, ein rastloses Auf- und Abschreiten, den Kanal herauf und hinunter, ein fortwährendes fast unbewußtes Umkreisen der Leidensstätte Lolas, so war endlich die dritte Nachmittagsstunde herangekrochen.

Als wir vielleicht zum zehnten Male die Sanssouci-Brücke passierten, sagte meine Begleiterin: da ist ja der Leutnant. Rolframstein stand an der Haltestelle der Straßenbahn am Brückengeländer. Ich trat auf ihn zu und berichtete ihm, der noch von garnichts wußte, das Geschehene. Er schloß sich uns schweigend an und ging den ganzen Weg bis zum Krankenhause lautlos neben mir her.

Dolores Honesta war gegen Mittag aus einer langen Bewußtlosigkeit erwacht, klaglos erduldete sie die furchtbaren Schmerzen, ihr Zustand war ein sterbender, die Auflösung war stündlich zu erwarten. Dies der Bericht der Schwester. Die nun folgende Szene am Bett der Sterbenden

zu beschreiben, ist mir, dem Blinden, versagt. Gesprochen wurde wenig, außer den Erwähnten war, glaube ich, Frau Vizedomini anwesend. Ich selbst war wie von einem Traum befangen. Ich besinne mich, daß man mich an das Bett Lolas führte, daß ich an ihrer Seite wie gebrochen auf die Knie sank, nach ihrer lieben, kleinen Hand tastete und sie fand, wie ich diese wieder und wieder mit Küssen bedeckte, während ein unaufhaltsames Schluchzen meine Kehle fast zuschnürte und wie ein leises Zucken, ein Druck ihrer Hand mir sagte, daß ihre Seele mit der meinen sprach.

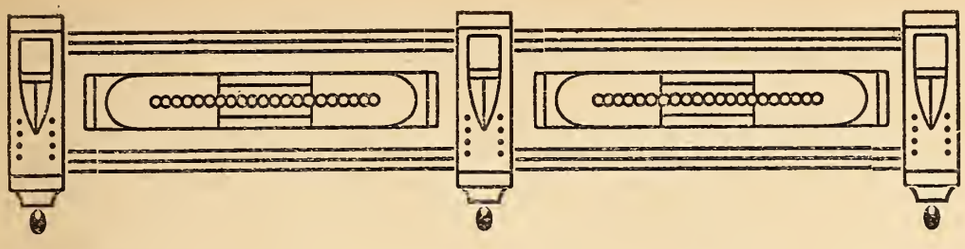
— — — — — — — — — — — — —

„Vengo, madrecita mia, vengo; yo, Dolores Honesta, y no hé deshonrado mi nombre.“

— — — — — — — — — — — — —

Dolores ist noch am selben Nachmittag vor ihr Mütterchen getreten.

Nemesis.



Koster und Bial's weltberühmte Music Hall erstrahlte in unvergleichlichem Lichterglanz. Es war der Höhepunkt der Saison. Ganz Manhattan Island hatte seinem Tribut gezollt. In Autos und Equipagen rollten die weltberühmten upper four hundred herbei, die Elektrischen und Elevated-Züge entluden vor der Tür und an der Ecke Hunderte und aber Hunderte, die von Gold und Schnüren strotzenden Portiers an den lichtüberstrahlten und teppichbelegten Entrances hatten alle Hände voll zu tun und bald alle Taschen voll von tips in Gestalt von Silbermünzen und Nickeln. Alle, die Bewohner der fünften Avenue bis zu den vereinzelten Repräsentanten von Little Germany und Chinatown hatten sich, wie in dem protzigen New-York nicht anders üblich, in ihre respektive Gala gehüllt und fühlten sich sämtlich als die Nabobs, die sie wirklich waren oder zu werden hofften, als sie von dem glacéebehandschuhten und reich betreßten Theater-Lakaien zu ihren Sitzen geleitet wurden.

Das Programm war das üblich glänzende und rechtfertigte die hohen Eintrittspreise vollständig. Sousas Kapelle spielte diesen Monat und aller Blicke hingen mit Entzücken an den gepflegten und doch so energischen Händen des berühmten leader, der wie kein anderer Dirigent es versteht, aus allen, selbst den unbedeutendsten Instrumenten seines einzig dastehenden Orchesters das heraus zu holen, was sein Genie in seine großartigen Tonschöpfungen hinein zu legen gewünscht hatte.

Wenn auch das Programm meine Aufmerksamkeit fesselte, so war doch das Studium des so bunt zusammengewürfelten und in seiner Verschiedenheit doch so einheitlichen Publikums für mich, der erst vor wenigen Tagen aus der verhältnismäßigen Wildnis nord-mexikanischer Minen-Regionen in dieses Acme einer überladenen Super-Zivilisation zurück gekehrt war, aufs höchste interessant und meine Blicke glitten immer wieder über die juwelenbesäten Damen und blasiert oder gönnerhaft ausschauenden Herren der Schöpfung, welche die Logen und den ersten Rang garnierten. Die Logen glichen allerdings wenig oder garnicht dem, was wir unter diesem Begriff zu verstehen gewohnt sind. Keine steifen Theater-

stühle zwischen kahlen Wänden, sondern mit dem äußersten Raffinement ausstaffierte Boudoirs waren aus ihnen unter den Händen geschickter Dekorateure nach den Anweisungen der respektiven Abonnentinnen geworden. Und jede Loge zeigte je nach dem Geschmack der Inhaberin einen anderen Stil, war mehr oder weniger überladen, aber alle huldigten sämtlich nur dem Zweck, den Inhabern selbst während der wenigen Theaterstunden das kosige Heim zu ersetzen.

Da mit einmal, ohne daß ich es mir für den Augenblick erklären konnte, verstummten wie mit Zauberschlag die tausend Zwiegespräche. Aller Blicke wandten sich, bewaffnet oder unbewaffnet, einem Punkte hinter mir zu. Die Musik intonierte die schwungvollen Rhythmen des Marche Lorrain. Männer erhoben sich, Frauen stiegen auf ihre Sitze, um besser sehen zu können, und während ich mich noch verwundert fragte, warum dies alles geschehe, erschienen vom Haupteingange her den breiten, mit schweren Teppichen belegten Mittelweg herab vier gepuderte und bezopfte Lakaien und zwischen diesen und vier anderen, die den Abschluß bildeten, im gehörigen Abstande ein Paar, dem all dieses Interesse, diese fieberhafte

Erregtheit galt, von Händeklatschen und Zurufen begrüßt, von Scheinwerfern mit magischem Licht begossen. So machte der Chevalier de Nemo und Miß Violet ihren Einzug auf die Bühne, nicht durch die Kulissen, nicht von hinten, wie andere gewöhnliche Sterbliche und Künstler, nein, wie ein König und seine Königin im festlichen Aufzug, von seinem Volke bejubelt und durch leichtes Kopfneigen huldvoll dankend.

Als das Paar auf einer speziell hergerichteten Treppe, die über den Orchesterraum führte, die Bühne und die Rampe erreicht hatte, brach die Musik mit einem schwungvollen Satz ab. Das Auditorium hatte sich wie von einem innern Drange getrieben von den Sitzen erhoben, die Damen winkten mit den Taschentüchern und die Herren gaben durch Zurufe und durch Werfen ihrer „buttonholes“ ihre Bewunderung kund.

Das wunderbar schöne und doch so ungleiche Paar hatte, dicht vor der Rampe dem Publikum zugewandt, Halt gemacht. Da stand es da, Hand in Hand, keine Muskel, kein Nerv zuckte in diesen edelsten aller edlen Zügen. Er, eine hochgewachsene, dem Prototyp der Mannesschönheit wunderbar nahekommende Gestalt mit stark prononciertem,

romantischen Typus; sie: Juno, ihre märchenhafte Schönheit beschreiben zu können, ist meiner Feder leider versagt. Wie in einem überaus glücklichen Traume befangen, die süßen Lippen unwillkürlich in eben diesem Traume zu einem bezaubernden Lächeln halb öffnend, schaute sie ruhig und doch wie verklärt über das sich vor ihrer Schönheit beugende Publikum und dann immer wieder zu ihm auf, der für sie sichtlich ihr alles war und der fraglos eine dämonische, unwiderstehliche Gewalt über ihr ganzes Ich, ihren Körper, ihr Herz, und ihre Seele hatte. Aber die Ausübung dieser Gewalt schmerzte nicht, nein, sie war die Sonne, die ganze Sonne, die ihr sonst, wenn ich so sagen darf, nur von einem wohl silberhellen, aber kalten Mondeslichte erfüllten Daseins erwärmte, wenn es ihm, dem Gnadenspender, zu erwärmen beliebte. Alles an ihr erschien edel, makellos schön und ebenmäßig. Ihr reiches dunkles Haar, das jenen märchenhaften, tiefblauen Schimmer hatte, umwölbte ihre Stirn, umkränzte ein matt-bleiches, äußerst sympathisches Babygesichtchen, mit einem Paar Augen, großen dunklen Veilchen-Augen, die so unendlich ruhig und beruhigend blickten, daß man sich sagte, hier wohnt das Glück.

Dann sprach der Chevalier, ohne ihre Hand loszulassen, die sie selig in der seinen ruhen ließ, einige erklärende Worte in einem reizenden gebrochenen pigeon Englisch. Sie wären erst vor einigen Wochen von La belle France angelangt, des englischen sehr wenig kundig und erbäten dafür die gütige Nachsicht von ces belles dames et ces bons messieurs. Es wäre ihr erstes Auftreten in der Öffentlichkeit, ihre Kunst wäre keine Kunst, nichts Eingelerntes, nichts Eingeübtes, sondern nur ein so wunderbar inniges Zusammen- und Ineinanderleben und -Wirken zweier sich unendlich liebenden und ganz in einander aufgehenden Seelen. Würde dieses feine Gewebe ihrer Seelenfäden auch nur im geringsten verletzt, würde die vollständig wolkenlose Ruhe dieser makellos reinen Liebe, dieses unbewußten und unendlichen Vertrauens ineinander auch nur im geringsten getrübt, so wäre es auch mit ihrer Kunst, wenn er das Wort gebrauchen wolle, vorbei und sie würden sich unter dem Hohngelächter des Publikums durch ein Hinterpförtchen aus dem Theater schleichen müssen.

Kein Beifallsklatschen, kein lauter Zuruf ertönte, als der Chevalier diese kurze Ansprache be-

endet hatte. Alle und jeder sahen mit stummen Entzücken auf dieses wunderbare Paar, bei dem die Allmacht der Liebe merveilleuse, fast unglaubliche Wirkungen hervorgebracht hatte, wie sie die gesamte Presse New-Yorks in den Abend- und Morgen-Ausgaben einem fast ihren Augen nicht trauenden Leserkreise entgegenposaunt hatte, solch wunderbare Effekte hatte am Abend vorher der Chevalier und sein Medium, sein anderes Ich, Miß Violet, vor einem geladenen Publikum und vor den Vertretern der Presse erzielt. Es ist nicht meine Absicht, die unglaublich erscheinenden Einzelheiten der Nummer zu beschreiben. Es war, wie der Chevalier vorher gesagt hatte, eben nur durch die grenzenlose Harmonie ihrer Seelen möglich, daß Miß Violet, wie der Theaterzettel die Maitresse de Nemos benannte, im lieblichen Schlummer gelullt, das Auditorium nicht sehend, alles das in sich aufnehmend und in Dutzend Sprachen instantiter wiedergab, was ihrem Herrn und Gebieter in irgend einem Teile des Zuschauerraumes gesagt, gezeigt oder anvertraut wurde.

Die verblüffendsten Aussagen und Enthüllungen in Sprachen und in dem reinsten Accent, von denen Miß Violet im wachenden Zustande auch

keine Silbe hervorgebracht haben könnte, sie, ein echtes Kind von La belle France, das mit allem, was nicht französisch war, auf dem unnahbarsten Kriegsfuße lebte.

Als der Chevalier nach der Bühne zurückgekehrt war, und Mademoiselle Violet aus ihrem Traumschlummer erweckt, sich mit einem wonnigen Lächeln Hand in Hand mit dem Chevalier vor dem entzücktesten aller Publica verbeugte, war ein Hurrikan von Applaus ausgebrochen, wie ihn eben nur Jung- und Alt-Amerika entfesseln kann, ein Publikum, das unter allen Zutaten einer angezogenen und übertünchten Hyper-Zivilisation unter den gestärkten und gestickten Hemdeinsätzen und juwelenbesäten corsages ein unendlich kindliches und allen äußeren Eindrücken äußerst empfängliches Herz schlagen hat. Blumen, Geschmeide und tausend kleine Gegenstände von Wert, die das verehrliche Publikum gerade in den Händen hielt oder bei sich hatte, regneten äußerst geschickt geworfen zu den Füßen des sich langsam unter immerwährendem Verbeugen wieder der Treppe zuwendenden Paares, und wie es gekommen, stolz, erhobenen Hauptes, verließ es durch den breiten Mittelgang und das Haupt-

portal, unter dem Jubel der Anwesenden, das Theater, keinen, selbst die wertvollsten Gegenstände, die ihnen zugeworfen, auch nur eines Blickes würdigend.

Auf dem Schilde an der Türe meines despacho in der Hauptstadt Mexikos stand aus Geschäftsrücksichten unter manchem andern auch zu lesen: On parle français.

Wenn diese drei Worte nicht dort gestanden hätten, wäre diese Geschichte nie geschrieben worden, denn dann hätte ich den Chevalier und seine schöne Demoiselle nie persönlich kennen gelernt.

So aber kams, daß ungefähr dreiviertel Jahr nach jenem, eben beschriebenen New-Yorker Abend, Carlito, mein mexikanischer Dreiachtel-Blut-Comptoir-Jüngling, mir den Besuch eines caballero frances muy distinguido y de su señora hermosissima ankündigte und, nachdem ich schleunigst meine Beine von dem Pulte, auf dem sie nach amerikanischer Sitte bequem ruhten, in eine mehr comme il faut Lage gebracht hatte, erschien von Carlito unter vielen Verbeugungen geleitet zu meinem größten Erstaunen in der Türöffnung der Chevalier und Miß Violet.

Während Fräulein Violet der ganzen Unterhaltung, die mehr denn eine Stunde in Anspruch nahm, derselben in völlig apathischer Weise folgte, oder vielleicht auch keinen Ton derselben wirklich bei sich aufnahm, zeigte der Chevalier, besonders nachdem ich ihm von jenem New-Yorker Abende und von meiner Bewunderung gesprochen hatte, den liebenswürdigen Weltmann. Entzückt darüber, sich in seinem lieben Pariserisch nach Herzenslust ergehen zu können und Verständnis für alle seine vielen kleinen Klagen und Kritiken über dies und jenes, das ihm in diesem Affenlande besonders aufgefallen oder zugestoßen, zu finden, ließ er sich nach Herzenslust gehen und schon bei diesem ersten Besuch war ich sein Freund und Vertrauter geworden.

Seit jenem ersten Auftreten in New-York waren sie viel herumgekommen, in Baltimore und Washington, Philadelphia und St. Louis, in Louisville und New-Orleans, in San Antonio und Monterey waren sie aufgetreten, aber nicht immer mit gleichem Erfolge. Er gestand mir den Grund davon.

Zerwürfnisse, kleinere und größere, hatten die Harmonie und die Akkord-Reinheit zwischen ihren Seelen öfters getrübt und die negativen Resultate

waren nicht ausgeblieben. Augenblicklich lachte wieder purer Sonnenschein, cette chère petite war wieder ganz fein, im Fühlen, Denken und Wollen, aber hélas, sie waren ohne Engagement. La chère petite, wie sich der Chevalier auszudrücken beliebte, war während der letzten Bemerkung, die ihre Person direkt betroffen hatte, etwas aus ihrer Lethargie und Nonchalance aufgewacht und hatte einige bittende oder schmollende „mais, mon ami", oder „je t'en prie" eingeworfen, worauf er ihr mit einigen zärtlichen Bemerkungen wieder den Mund schloß.

Die Mittel waren durch die lange Reise etwas knapp geworden und nun hieß es überlegen, wie der verfahrene Karren wieder ins Geleise zu bringen war. Im einzigen Variété der Stadt, dem Circo Orrin, war nichts zu machen, dafür kannte ich die Verhältnisse zu genau. Dort beherrschte der berühmte englische Komiker Frank Brown das Repertoire und ließ auf keinen Fall einen zweiten Stern neben sich aufkommen. Da fiel mir meine Nachbarschaft mit dem Direktor Arcaraz vom Teatro Principal ein und meinen Hut ergreifend, bat ich die Herrschaften, sich eine halbe Stunde gedulden zu wollen. Noch vor

Ablauf dieser Zeit konnte ich dem Chevalier verkünden, daß ihm und Miß Violet, falls das erste Auftreten befriedigend ausfiel, für den Zeitraum eines Monats ein Kontrakt zu einer Gage von 50 mexikanischer Pesos pro Abend gesichert sei und daß das Auftreten allabendlich Punkt 10 Uhr zwischen der zweiten und dritten Tanda, d. h. nach der zweiten und vor Beginn der dritten Zarzuela, zu erfolgen habe. Auch das Betreten der Bühne vom Zuschauerraum aus mit dem nötigen Effekt hatte ich ihnen erwirkt. Der Chevalier war entzückt, die Situation war wieder einmal gerettet.

So vergingen vierzehn Tage. Der Erfolg war gut, wenn er auch in nichts an jenen Bomben-Abend in New-York erinnerte, die Kritik hielt sich etwas zurück, am interessiertesten war die Damenwelt, die das Mysterium, das die Person von Miß Violet umgab, äußerst fascinierte.

Tagtäglich nach dem Dejeuner in der Maison dorée erschienen mit großer Pünktlichkeit der Chevalier und seine Begleiterin in meinem Despacho, ersterer um mit mir zu plaudern und seine Cigarette zu rauchen, letztere um, in einem apathischen Halbschlummer versunken, in einem Lehn-

stuhle hingegossen, den Aufbruch abzuwarten, der dann nach einer Stunde oder so nach einem viens cherie etwas widerwillig erfolgte . . . . .

Und wieder einmal kam der Tag, an dem das — on parle français — an meiner Tür eine Wirkung erzielte. Diesmal waren es dos caballeros franceses, welche Carlito anmeldete und welche mich auf meine französischen Sprachkenntnisse hin zu interviewen wünschten.

Es waren sichtlich französische Offiziere oder so etwas ähnliches, denn wenn man den deutschen Offizier in Zivil unter hunderttausend gewöhnlicher Sterblicher herausfinden kann, so ähnlich ist es mit ihren französischen Kameraden der Fall, wenn auch diese in ihrem Äußeren mit ihren Vettern in Marte jenseits der Vogesen absolut nichts gemein haben.

Als die Herren höflich grüßend eingetreten waren und sich kurz vorgestellt hatten, konnte ich mich daher nicht enthalten, diese meine große Menschenkenntnis sofort auszuspielen und sagte den Herren auf den Kopf zu, wie ich es zu schätzen wisse, Vertreter der Armee eines Landes bei mir zu sehen, dessen Gastfreundschaft ich so lang und voll genossen hätte.

Die Herren lächelten verbindlich und gestanden dann auch zu, daß eine Connexion zwischen der Armée de la république und ihnen bestände. Sie hatten verschiedene Informationen zu erbitten. Eben erst in der Hauptstadt angekommen, wollten sie morgen Vormittag dem Gouverneur des Distrito Federal, Don Pedro Rincon Gallardo und dem jefe politico ihre Aufwartung machen und erbaten diesbezüglich Auskunft. Diese war rasch erteilt und dann bat ich die Herren, eine gute San Andrés mit mir zu rauchen und stellte mich den Herren auf deren Anspielung hin für den Abend gern zur Verfügung. Überhaupt französische Offiziere, die waren, nach einem Erlebnis zwei Jahre vorher im südlichen Frankreich, mein ganzes Faible. Ich war fest überzeugt, daß ich auf ewig und drei Tage in dem Schuldbuch des französischen Offizierkorps stände und das war so zugegangen.

Ich war in St. Nazaire auf La Navarre aus Veracruz angekommen und reiste nun über Orleans und Toulouse nach Marseille. Die Bahn fuhr an den Schlachtfeldern von Orleans vorbei, Kreuze gefallener Krieger stiegen allenthalben gen Himmel und erweckten naturgemäß meine Teilnahme und

Aufmerksamkeit. Die im compartiment anwesenden vier Herren waren über die Schlachtfelder und ihre ganze große historische Vergangenheit genau informiert und plauderten in liebenswürdigster Weise über alles das, was mich interessierte. Ich erzählte den Herren von meinen Reisen in Mexiko und auch dies begegnete ihrem Interesse, da sich herausstellte, daß zwei der älteren Herren in den 60er Jahren längere Zeit im Lande der Azteken verweilt hatten. Dann sprachen wir von dem Endziel der Reise, von Marseille, und da war eine neue Unterhaltungstopik gegeben, nämlich von den bösen Erfahrungen, die ich bei früheren Gelegenheiten in den dortigen Gasthöfen gemacht hatte. Teuer, unverschämt teuer, und schlecht. Die Herren widersprachen dem nicht, lächelten jedoch dabei und ihr Lächeln schien mir zu sagen, ja, wenn ein Prussien kommt.

Der Zug rollte in den Bahnhof ein, wir passierten die Barriere und waren bald von hundert voyoux, in Gestalt spitzbübischer Droschkenkutscher umringt. Ich verabschiedete mich von den Herren und war eben im Begriff, dem Jehu, der von mir Besitz ergriffen hatte, die Weisung zu erteilen, mich nach einem bekannten Hôtel der

Cannebière zu fahren, als nochmals einer der Herren hinzutrat und dem Kutscher eine Karte reichte, auf der etwas gekritzelt stand, dann lüftete er gegen mich den Hut und sagte: „Auf Wiedersehen, mein Herr, ich habe dem Kutscher da ein kleines Hôtel angegeben, das vielleicht des Versuches wert ist."

Der Wagen rollte auf Zickzackwegen den Berg herunter, troddelte durch eine Anzahl enger und holpriger Gassen und hielt schließlich in einer stillen Seitenstraße vor einem weder hohen noch langem, etwas unscheinbaren Hause, das vergessen schien und von einer besseren Vergangenheit träumte. Der Kutscher knallte mit der Peitsche. Ein älterer, etwas beleibter Herr erschien in der Tür und hinter ihm ein ebenso bejahrter und beleibter Kellner, nach Art der französischen Garçons. Der Kutscher reichte die Karte, forderte vier Francs für la course, konnte auf das Fünf-Francsstück kein Wechselgeld finden und trug schließlich für den fälligen Franken das Gepäck ins Haus.

Der Kellner leitete mich über unzählige Treppen und Treppchen und durch lange Gänge, die mit schweren, aber etwas „gewesenen" Teppichen be-

legt waren, nach meinem Zimmer. Die Luft war drückend, alles atmete Vergangenheit, das Zimmer war kein Zimmer, sondern ein Salon, kein Salon, sondern ein Saal. Deckengemälde, Gobelins, eingelegte Spiegel, Sèvres-Vasen. Das anstoßende Schlafgemach war ein Traum, allerdings ein recht vergilbter Traum, aber gerade deshalb das Ideal Amors, des Traumgottes und seines ernsteren Vetters Morpheus.

Das Essen und Trinken, der ganze service waren exquisit; es war le comble du paradis du gourmand et du gourmet!

Abends traf ich die Herren noch einmal im Café de la Bourse an der Cannebière; die beiden jüngeren Herren waren jetzt in Uniform, Artillerie aus Toulon. Der ältere Herr wurde von den Anwesenden mehrmals mit mon général angeredet. Doch schien gerade dieser hohe Titel der Grund, warum die Herren vermieden, sich förmlich vorzustellen, da es dem Geiste des französischen Offiziers widersteht, mit seinem hohen Range dem Fremden zu imponieren. Der General frug mich einmal lächelnd im Laufe des Gespräches, wie mir le petit Hôtel gefiel. Ich erwiderte ihm, daß ich aus der Geschichte noch nicht recht

klug wäre, ich wüßte noch nicht recht, ob ich in einem verschwundenen Schlosse oder in einer Räuberhöhle ersten Ranges wohnte. Ich hatte nur zwei Tage in Marseille zu tun, verzögerte aber meine Abreise bis zum dritten, schließlich bis zum vierten Tage und zwar aus zwei Gründen; der eine war: die Wohnung und die Verpflegung in meinem Märchenhôtel waren so wunderbar, daß es einer stärkeren Willenskraft, als der meinen bedurft hätte, um sich glatt dieser Umgarnung zu entreißen; der zweite und vielleicht noch gewichtigere war der, daß ich eine Angst, eine furchtbare Angst vor der Rechnung hatte, die der Wirt doch sicherlich — ohne mich machte. Am Morgen des vierten Tages faßte ich endlich Herz und forderte energisch l'addition, s. v. p.

Fünf Minuten später brachte der Kellner dieselbe auf einem silbernen Tablett und auf ihr stand kurz zu lesen: 3 Tage logement et pension à 8 Francs = Francs 24.

Ich war ganz baff, das hatte ich nicht erwartet, sondern das ganze Gegenteil, den fünf- bis zehnfachen Betrag. Den dreifachen war die Sache unter Brüdern sicherlich wert.

Als ich mich vom Wirte verabschiedete und ihm für die anerkennungswerte Verpflegung meinen Dank aussprach, sagte er etwas verschmitzt lächelnd: „Monsieur ist mir vom Chef des Generalstabes empfohlen worden!“

Diese Affäre kam mir durch die Anwesenheit der beiden französischen Militärs wieder in den Sinn und ich beschloß, von meinem Schatze an Dankbarkeit soviel als möglich an diese Herren abzutragen.

Das Programm für den Abend wurde entworfen: Zwei Tandas in der Zarzuela; die Herren würden da auch Gelegenheit haben, einen compatriote und eine payse kennen zu lernen, eine payse, die zu sehen allein eine Reise nach Mexiko wert sei. Wie hätte ich ahnen können, daß die Herren wirklich die Reise wegen eben dieser Landsmännin gemacht hatten! Nach der Vorstellung ein kurzer Besuch einer casa de juego. Nach der Spielhölle ein kleines souper im hôtel del Jardin. Man speist dort vorzüglich. Die Herren waren bereits in Gesellschaftstoilette und zehn Minuten später waren wir im nahen Teatro Principal.

Das Parquet und die Logen waren gänzlich gefüllt, die Ränge zeigten große Lücken. Es war

kein angenehmer Theaterabend. So etwas wie nervöse Schwüle, abwechselnd mit einem an und für sich unerklärlichen, fröstelnden Unbehaglichsein lagerte auf dem Auditorium. Die Beleuchtung hatte sich der Spärlichkeit des Publikums angepaßt, die ganze Situation war von einer fühlbaren Ungemütlichkeit und ich bereute bereits, die Herren hierher geführt zu haben. Diese waren zu sehr gentlemen, um meiner abfälligen Kritik beizustimmen und musterten mit einem gekünstelten Interesse die wenigen interessanten Gesichter in den Logen.

Die zweite Tanda fing an. Man gab die alte spanische Burleske Don Jaime el Conquistador und der Komiker Fernandez versuchte vergebens, mit seinen Mätzchen das wenig stimmungsvolle Publikum zu erheitern. Ich gab mir alle Mühe, den fremden Herren die schnell auf einander folgenden Späße, Witze und Zoten des dramatischen Clowns zu übersetzen und zu erklären und diese waren jedenfalls ebenso erleichtert als ich, als um zehn Uhr diese martervolle Prozedur ihr Ende erreicht hatte.

Ein Exodus eines Teiles des Publikums erfolgte, neues füllte die Parquet- und Platea-

plätze, dann intonierte das Orchester die Marcha Real und der Herr Chevalier und seine Dame machten wieder durch den großen Mittelgang ihren gewohnten Aufzug zur Bühne.

Wir saßen in der vierten oder fünften Parquetreihe gleich am Mittelgang. Das Paar kam ganz dicht an uns vorbei. Es war sichtlich in ähnlich gedrückter Stimmung wie das Publikum. Die Gesichter fahl, die Köpfe etwas gebeugt, so schritten sie unsicheren Schrittes Hand in Hand die Stufen zur Bühne hinauf. War die Spärlichkeit des Publikums, das Fehlen von Applaus, die ärmliche Beleuchtung daran schuld oder lastete ein Alp auf ihnen, war ein Mißakkord in dem feinen Seitengewebe ihrer gleichmäßig gestimmten Seelenanalogie?

Mir schien es, als ob beim Vorbeischreiten des Paares meinem Nachbarn zur Linken ein voyons mit dem prononcierten Accent des Erstaunens entfahren war, doch hatte ich, da ich selbst das Paar interessiert beobachtete, dem Ausruf nicht die richtige Bedeutung beigelegt. Aber jetzt, als das Paar die Rampe erreicht hatte, und de Nemo mit etwas unsicherer Stimme und im schlechten Castellanisch seine gewohnte Erklärung

begann, entwickelte sich plötzlich bei meinen Begleitern und zwischen ihnen eine fieberhafte Tätigkeit mit kurzem hastigen Austausch von Worten, Herausholen von Papieren großen Formats, vergleichen von Photographien und sonstige merkwürdige Hantierungen. Meine Person war gänzlich in Vergessenheit geraten und ich konnte nur, wie die andern Herren in der Nähe, diesem uns unerklärlichen Betragen zuschauen.

Indessen hatte der Chevalier seinen inkoherenten Vortrag beendet und Miß Violet mit einigen nervösen Handbewegungen in den bekannten Bühnenschlummer versetzt. Dann begab er sich mit langen, steifen, unsicheren Schritten ins Auditorium, fiel dabei beinahe auf der Treppe und nun begann die Gedanken-Übertragung. Die ersten Experimente, die der Chevalier bei den Logeninsassen machte, gelangen so ziemlich, wenn auch Miß Violets Geist nicht so prompt reagierte, wie bei früheren Gelegenheiten. So schien es mir wenigstens, oder war die Nervosität, die auch mich ergriffen hatte, daran schuld, daß ich das, was um mich herum vorging, falsch beurteilte?

Der Chevalier kam immer näher er überschlug einige Parquetreihen, als wenn ihn ein unbestimm-

bares Etwas mit unwiderstehlicher Gewalt in unsere Nähe triebe, und plötzlich stand er neben den Herren aus Frankreich. Als wenn eine schwere Hand auf meinem Herzen läge, beobachtete ich schwer atmend, stieren Auges die Szene, die sich nun blitzschnell abwickelte. Kalten Auges beobachteten die beiden Herren de Nemos Bewegungen; der eine der Herren hielt in seiner Hand ein Dokument, der andere zwei Photographien. Des Gauglers Auge überflog und erfaßte mit einem Blick den Inhalt des in klaren Zügen abgefaßten Schriftstückes, keine Muskel in seinem bleichen Gesicht zuckte, seine Linke suchte tastend einen Stützpunkt an der vorderen Stuhllehne. Sein geistiges Auge verschlang das Dokument, sein Gehirn verarbeitete fieberhaft den Inhalt, die Gedankenübertragung arbeitete mechanisch in augenblicklicher, vollständig sich deckender Reproduktion und in demselben Momente, als sein halb verlöschendes Auge über die Linien glitt, ertönte es von der Bühne her in schrillen, unheimlich, abgerissenen Schreitönen: „Ordre d' arrêt contre l'ex capitaine Achille Verdalle, du 132 me d'Artillerie à Valence, commandé à l'Ecole Militaire de Paris et contre Mlle. Félicie Colombier

de Versailles pour homicide commis à la personne de l'agent de change François . . . .

Sauve-toi, Achille, ...

grâce, grâce! . . . . . .

Aber die Warnungsrufe Miß Violets kamen zu spät. Schon hatte der Detektiv die Handschellen um die Handgelenke des Ex-Hauptmanns geschnellt und der starke Mann war wie ein geknicktes Rohr zusammengebrochen.

Herzzerreißende Schreie brachen aus Miß Violets zuckendem Munde in das von Schreck und Panik erfüllte Auditorium. Der Wahnsinn hatte von ihrem schwächeren Geiste auf ewig Besitz ergriffen.

Die Nemesis hatte das Mörderpaar erreicht.

Weihnachten nahte. . . . .

Weihnachten nahte mit Siebenmeilenstiefeln; es lag in der Luft, es schimmerte aus tausenden von Schaufenstern, es schlummerte in Millionen von erwartungsvollen Kinderherzen und es bangte in aber und aber Millionen von väterlichen Portemonnaies, es rasselte auf unzähligen Lastwagen durch die Geschäftsstraßen, es drückte Flotten von Schiffen tiefer in die salzige Flut, es durchquerte in „Elektrischen" Plätze, Straßen und Vorstädte und es surrte auf zahlreichen öffentlichen und Privatautos die Verkehrsadern tutend und hupend, als riefen sie höhnisch der Welt zu: Wir sind die Herren der Stadt und von allem, was so drum und dran hängt. Auf den Trottoirs, da schob es sich, da wogte es, daß sie brausenden Bergbächen glichen, die einen schoben und die anderen wurden geschoben. So geht es auf der Welt, und die, die es verstehen zu schieben, das sind die, die da vorwärts kommen und an die Spitze gelangen,

an der immer noch Platz ist. Deutschland schiebt auch und treibt, und es ist gut so, daß es immer noch Rivalen hat, die sich schieben und treiben lassen, und wo man hinkommt in der Welt, da findet man Deutsche, sei es im entferntesten, im verborgensten Handelsplätzchen up the river, und da schiebt er die Konkurrenz beiseite und treibt Handel und Industrie, Gewerbe und Nächstenliebe, und wieder ihn treibt ein unwiderstehlicher Unternehmungsgeist, der ihm angeboren — und so weiter ad infinitum.

Ich stand am Fenster und „starrte" auf die Straße hinab. Ach, wie gerne hätte ich es geschaut, dieses freudige Getümmel auf den Straßen, die vor Aufregung und Erwartung glühenden Kindergesichter und die glückstrahlenden Mienen der reich mit Schätzen beladenen Mütter, Tanten und Schwestern.

Es war nun das dritte Mal, daß es mir versagt war, freudig zu sein mit den Freudigen. Aber nicht der Gedanke war es, leer auszugehen bei dem großen Freudenfeste, sondern die beklemmende Tatsache, nicht auch die erfreuen zu können mit einer Überraschung, einer Aufmerksamkeit, einer Gabe, welche im verflossenen Jahre

Aufopferung, Nachsicht, Freundlichkeit und Güte dem Blinden erwiesen hatten. Ja, die Finanzen — wenn die nur besser wären. Wie gerne hätte ich Fräulein Martha zum heiligen Abend eine kleine Freude bereitet für alle die Zeit, die Geduld, die treue Pflichterfüllung und die stete Bereitwilligkeit, die die ganze Zeit auch nicht einen Augenblick gewankt hatte, immer gleich gütig bereit, dem Blinden sein trauriges Dasein zu erleichtern.

Ich werde eine Weihnachtsgeschichte schreiben, dachte ich bei mir, das ist aktuell und ewig neu, beliebt bei Alt und Jung, Hoch und Niedrig. Ich werde mir Mühe geben, vielleicht hilft mir meine Phantasie, Gestalten und Szenen heraufzuzaubern, die die Herzen rühren. Man wird die Geschichte lesen und man wird sie mir bezahlen und dann werde ich Geld haben und ich werde Fräulein Martha etwas Schönes kaufen nnd sie wird sich freuen und ich werde auch meine Weihnachtsfreude haben. Der verflixte Optimismus, der wieder mit mir davon lief. Aber rasch ans Werk, gesagt, getan; keine Zeit verlieren, ehe die Gedanken fliehen und die strenge, frische Weihnachtsluft einem trüben Matschwetter trostloser Gedankenversumpftheit Platz macht.

„Fräulein — bitte, kommen sie doch herein, wenn Sie Zeit haben und bringen Sie einen großen Konzeptbogen mit und das große Tintenfaß und eine neue Feder und vergessen Sie nicht das Linienblatt, denn Sie wissen, sonst geht es abwärts mit meiner Literatur", und Fräulein Martha erschien gleich darauf, lachend, mit den gewünschten Utensilien und fragte: „Na, was soll ich denn schon wieder schreiben, wahrscheinlich wieder so eine dumme Geschichte von Mexiko oder dem Pfefferland, voll von alten Hexen, Giftmischern, Haifischen und kahlköpfigen Aasgeiern."

„Nein", sagte ich, „heute mache ich in besserer Literatur, ich habe eine Idee, eine sehr gute Idee, ein Weihnachtsmärchen, wie es noch nicht gedruckt ist, etwas ganz Neues; also bitte, Fräulein Martha, rücken Sie das Linienblatt zurecht, tauchen Sie ein und schreiben Sie." —

Dabei fing ich an, energisch im Zimmer auf und ab zu gehen, so gut meine Blindheit eine Stabilität dabei möglich machte und drehte die Kurbel in meinem Phantasiekasten auf und ließ die Gedanken surren und surren und öffnete die Lippen und schluckte und schwieg.

„Nun," interviewte mich Fräulein Martha „ich bin bereit, die Tinte trocknet mir ja auf der Feder ein, fangen Sie doch endlich an." Da kam mir die Idee zurück und ich diktierte frisch darauf los: Es war einmal — und da blieb ich stecken, und nach einer Minute oder so fragte sie schalkhaft: „War es wirklich einmal?" und ich versicherte ihr ernsthaft, daß dem wirklich so sei, und dann gestand ich ihr kurz, daß alle die schönen Gedanken wieder weggeflogen waren oder vielmehr nicht aufkommen konnten bei der Konkurrenz auf der Straße mit ihrem frohen Lachen, ihrem Scharren und Trampeln, ihrem Surren und Pfeifen, Fauchen und Tuten, die lebende Weihnachtsbilder schuf, wirkliche und wahrhaftige, neben der meine Phantasie ein blasses Daguerrotyp blieb.—

„Wissen Sie was, Fräulein," sagte ich, um mir aus der Verlegenheit zu helfen, „wir wollen hinunter auf die Straße gehen und uns in das frohe Gedränge da unten mischen und horchen und lauschen und uns drängen und schieben lassen und so selbst mitwirken in dem großen lebenden Bilde, das sich da abspielt und das sich Weihnachtstrubel nennt, und da werden mir die Gedanken wieder kommen, denn mit den frohen

Kinderstimmen und mit dem Knarren der Waldteufel und den Witzen der Hampelmänner wird die Kindheit wieder wach in mir werden und die Weihnachtsfeen, die mir im Laufe der Jahre in dem wirren Getriebe der Welt fremd geworden sind, werden meinem Geiste wieder näher kommen und mir Ideen und Gedanken zuflüstern, Weihnachtsgedanken, und die wollen wir festhalten und sie schnell hinaufbringen in unser Stübchen und Sie werden sie niederschreiben und der Drucker wird sie drucken und das weite Publikum, Groß und Klein, wird sie lesen mit Erstaunen, daß das Weihnachtsmärchen noch nicht ausgestorben ist, daß es noch Platz hat und lebt und gedeiht in dem großen Babel, in dem wir leben, der großen Handelsstadt, der man nur den einen Gedanken zuschreibt, Geld zu verdienen, Geld, Geld und immer wieder Geld! Und nun, liebes Fräulein, laufen Sie schnell und setzen Sie ihr Pelzbarettchen auf und ziehen Sie den Silbergrauen an, der zwar schon etwas alt aber mollig ist, denn es scheint recht kalt draußen zu sein." Ich tappte nach meinem Hut und Parapluie, und ehe ich noch diese beiden notwendigen Appendice zusammen hatte, war sie auch schon wieder da, fix und fertig

und meinte: „Nun aber schnell und halten Sie sich heute recht fest an meinem Arm, damit Sie mir in dem Gedränge nicht abhanden kommen."

Das Lärmen und das Getöse unten war so groß, daß an eine Unterhaltung kaum zu denken war und einem das eigene Wort fremd vorkam, so klanglos verschwand es in dem Tohuwabohu der großen Verkehrsader. Zwei, drei, vier Übergänge von Seitenstraßen wurden glücklich genommen, wenn auch das Lavieren in den Wogen des Riesenverkehrs nicht ganz leicht war. Da, an einer Ecke nicht weit vom Hauptbahnhof kam der erste Chok und zwar ein so heftiger, daß die Leeseite unseres Schiffleins Havarie erlitt. Ein Frachtdampfer in Gestalt eines schwerbeladenen glücklichen Vaters, der wahrscheinlich noch schnell einen Zug erwischen wollte, war in der Hitze seiner Bestrebungen mit seiner Ladung, einem großen harten Pakete, mit dem Teile meines Gesichtes kollidiert, in welchem sich mein linkes Auge befand. Ich hatte entschieden Pech mit meinen Augen, das war klar, früher mit den echten und jetzt mit der Ersatzreserve. Ein heftiger Schmerz in der Augenhöhle sowie ein gewisses nasses Gefühl darin, wie es nur das Quellen von Blut mit

sich führt, belehrte mich, daß der Anprall nicht ohne unangenehme Folgen geblieben war. Glücklicherweise war der gläserne Augapfel nicht zerbrochen, was ich erst befürchtet hatte. Davon überzeugte sich Fräulein Martha. Aber da das Blut langsam weiter hervorsickerte, wollte sie die Sache nicht so ohne weiteres auf sich beruhen lassen und sagte: „Wir wollen gleich zu einem Arzt gehen, damit er die Wunde ordentlich untersucht und verbindet.“ Und sie strengte ihre Augen rechts und links an, um die Platte des nächsten besten Äskulap zu entdecken, zu entziffern.

„Eureka,“ frohlockte sie schon nach wenigen Schritten, „da hätten wir schon einen und“, nähertretend, „sogar einen Augenarzt, da haben wir ja verhältnismäßig noch Glück“. Das Mädchen oben wollte uns, da die Sprechstunde bereits vorüber war, nicht hereinlassen, aber als sie das blutige Taschentuch sah, wurde sie doch weicher gestimmt und meinte, sie wolle doch nachsehen, ob der Herr Doktor noch im Studierzimmer sei. Der Herr Doktor war noch im Studierzimmer und wir wurden hineingeführt.

Der Arzt, eine hohe Erscheinung in den Fünfzigern, wie die Richtung und der Tonfall

seiner Stimme mir verrieten, — ich bin nämlich seit meiner Erblindung so eine Art Sherlock Holmes geworden — war sichtlich perplex, als er seine Untersuchung begann: Ein Mann mit beiden Augen aus Glas, das wäre ihm in seiner langen Praxis doch noch nicht vorgekommen, meinte er. Er stillte das Blut und verband die kleine Wunde, dann sagte er: „Die Sache hat nichts auf sich, in wenigen Tagen wird es nur noch eine Erinnerung sein, aber erzählen Sie mir doch, wie sind Sie eigentlich zu diesem furchtbaren Zustand gekommen, wie haben Sie beide Augen verloren?"

Ich berichtete ihm kurz, wie ich an Bord eines Schiffes, kurz vor der Ankunft in Amerika, durch die Messerstiche eines Irrsinnigen mein linkes Auge eingebüßt hatte und wie nach vielen Jahren auch die Sehkraft des rechten Auges verloren gegangen, sodaß auch dieses dem Operationsmesser des Arztes zum Opfer fallen mußte.

„Wer hat die Exkulpationen gemacht?" forschte er weiter. „Die erste führte Professor Knapp in New-York, die zweite Professor Silex aus." Der Doktor ließ eine kurze Pause in der Unterhaltung eintreten, er überlegte sichtlich, dann

bemerkte er: „Und wann sagen Sie, wurde die erste Operation ausgeführt?“ — „Im Mai 1882.“ — Der Arzt schien diese Auskunft erwartet zu haben. Dann frug er weiter: „Und besinnen Sie sich noch auf Ihre Pflegerin im Hospital auf Wards Island?“ Das Herz stand mir einen Augenblick still. Die Frage war mir zu unerwartet gekommen. Dann sagte ich stockend und mit etwas zitternder, unsicherer Stimme: „Meinen Sie Fräulein Clara, unsere Clara oder „Schwesterchen“, wie sie von den Deutschen in der Ward allgemein genannt wurde, Herr Doktor?“ — „Dieselbe!“ antwortete er mit etwas heiserer Stimme.

„Ja, glauben Sie, Herr Doktor, daß ich die vergessen hätte, oder auch nur einen Augenblick vergessen könnte, die mir damals mein junges Leben, an dem ich gar sehr hing, gerettet und, was mehr, viel mehr ist, mir den Glauben an Gott, die Menschheit und eine Gerechtigkeit in den schwersten Stunden meines Daseins wiedergegeben und dies in einer Stunde, wo ich voller Verzweiflung an allem, was einem Menschen heilig sein kann, nur den einen Gedanken hatte, mein unglückseliges Ich ohne viel Aufhebens in

die Ewigkeit einzuschmuggeln!" Ich hielt einen Augenblick inne, da ich nicht recht wußte, ob mein Erzählen den Herrn derart interessierte, daß ich seine Aufmerksamkeit fesselte. Er sagte kurz: „Fahren Sie fort!"

Es war am Tage meiner Einlieferung in das Hospital, als die Sache sich ereignete. Die amtierenden Ärzte hatten meine Wunden frisch verbunden und kopfschüttelnd Bemerkungen über den schlechten Verband des Schiffsarztes gemacht. Der Blutverlust war ein ungeheurer gewesen und der Pulsschlag äußerst schwach. Nach einigen Anordnungen verließen mich die Herren wieder, nur die Nurse blieb noch kurze Zeit bei mir. Es war ein junges deutsches Mädchen mit äußerst gutmütigem Gesicht, mit wahren Madonnenzügen.

Ich blieb allein. Der erste Elan nach der ungeheuren Aufregung der Einfahrt in den Hafen und der ganzen Affäre war einer großen Abspannung gewichen. Die Reaktion war eingetreten. Gleichgültig für alles, was um mich her war, döste ich vor mich hin. An Hause dachte ich wenig. Ich hatte zu wenig Gutes dort erfahren, um mit tieferen Gefühlen daran zu hängen. Seitdem der Vater nach kurzer

Witwerschaft die rote Schauspielerin als zweite Frau ins Haus geführt hatte, war das Wort „Heim“ für mich nur noch ein leerer Begriff gewesen. Einzelne Gedanken kamen und gingen, aber es war mir unmöglich, sie festzuhalten. Selbst die Tatsache, daß ich mit 20 Jahren ein Krüppel geworden, auf Lebenszeit entstellt war und nun in diesem Zustande den schweren Kampf ums Leben in einem fremden Lande auszufechten hatte, war mir in diesem Augenblicke nur unklar und verschwommen und beunruhigte mich wenig. Ein Meer von Stumpfsinn hatte sich meiner bemächtigt und ich hatte das Bewußtsein dieses Stumpfsinnes. So ernst wie die Situation war, verließ mich auch hier der Humor nicht und unwillkürlich lächelten meine Lippen, als mir die alte Melodie aus der Studentenzeit einfiel, die ich vor mich hinsummte:

„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen,“
„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust!“

Fremde Laute tönten hier an mein Ohr, man sprach englisch mit starkem irischen Accent, interessiert lauschte ich den Worten. Hier war eine Gelegenheit, meine Sprachkenntnisse zu bereichern und die durfte ich nicht vorübergehen

lassen. Es waren zwei Wärter, die an das Fußende meines Bettes getreten waren, Männer mit rohen breiten Bulldoggengesichtern, mehr Fleischergesellen, denn Krankenwärtern gleichend.

»I say, Jimmie«, sagte der eine, »the doctor 's said this 'ere dutchie is a sure goner. He won't pass the night. I've been to a surprise party last night and I need my night's rest. Give 'm a something into his »nightcap«, so that I won't have to run after the doctor«.

»All right, Charlie«, antwortete Jimmie, und die beiden Edlen entfernten sich, um beim Schichtwechsel noch schnell a drop o' »Old Scotch« hinter die Binde zu gießen, den wievielten heute, war wahrscheinlich schwer zu sagen.

Ich hatte das Gespräch, das im breitesten Brogue gesprochen worden war, wohl verstanden. Ich sollte, um den gemütvollen Charlie, die Nachtruhe nicht zu stören, mittels einer Dosis „Etwas", vielleicht Laudanum in meinem Nachttrunk geräuschlos ins Jenseits befördet werden, da doch nicht mehr viel an mir zu retten war. Eigentlich amüsierte mich die Sache im ersten Augenblick, dann übermannte mich wieder die

bleierne Apathie. Ich schloß die Lider. Ohne das Bewußtsein zu verlieren, hatte ich doch nicht mehr die Kraft, einen richtigen Gedanken zu fassen und den Ereignissen entgegenzuhandeln. —

Stunden vergingen. Ich hörte die Glocke auf dem Turme 5 Uhr schlagen. Unwillkürlich zählte ich die Schläge nach, die Ewigkeit rückte mit Schnellzugsgeschwindigkeit näher, und doch wähnte ich jede Sekunde eine Ewigkeit. Die Schatten der hohen Bäume vor den Fenstern der „Ward“ wurden länger und länger und hatten Teile des Raumes, in dem ich lag, bereits in graues Dunkel gehüllt, während zwischendurch auf den Dielen sich noch der helle Sonnenschein spiegelte und die Luft darüber in Myriaden von Atomen pirouettierte.

So groß auch die Apathie und Lethargie, die von meinem Körper Besitz ergriffen, war, hatten doch die Glockenschläge eine Wirkung auf meinen Geist hervorgebracht. Der Nachttrunk der den Abgrund zwischen Dasein und Ewigkeit in leichtem Bogen überbrücken sollte, war nun so nahe gerückt, daß seine Existenz doch nicht mehr so ganz von mir ignoriert werden konnte. Meine Gedanken wurden wieder rebellisch.

Warum mir dies alles? Warum sollte ich mit meinem Leben dafür büßen, daß ich eine gute Tat begangen hatte? Warum? Warum? Die Doktrin von der göttlichen Vorsehung wollte mir in diesem Augenblicke absolut nicht einleuchten. Ich begann gegen sie zu eifern und eiferte mich, wenn man bei meiner damaligen minimalen Willenskraft es so nennen kann, in eine gewisse auflehnende Gereiztheit gegen die Gottheit hinein. Dann erinnerte ich mich der Auferstehung. Da wurden ja wohl die guten und bösen Taten gewogen. Ich schauderte. Nur eine gute Tat? Nicht mehr? Ich begann hastig Inventur zu machen. Ich zermarterte mein Hirn und suchte. Ich fand auch noch einige mehr, die eventuell dafür gelten konnten, wenn der Herrgott nicht so genau hinsah, aber dann kamen die Bösen. Sie kamen herangerückt, ohne daß ich es hindern konnte, mit viel Halloh, und Pauken und Trompeten. Und sie kletterten und purzelten übereinander und stürzten sich in die Wagschale, daß sie schwer herniedersauste und das Zünglein ganz schief stand und die andere Wagschale mit dem winzigen Häuflein meines Habens ganz oben in der Luft baumelte und hin- und hertanzte, so leicht war

es. Und das Soll des Fazits meines Lebens wälzte sich wie eine Riesenlawine auf meine Brust, daß sie schwer atmete und kämpfte und ich die Last kaum tragen konnte. Ich zitterte vor Schreck und namenloser Angst. Der kalte Schweiß rann, strömte mir aus den Poren und in weniger denn keiner Zeit war ich wie in einem Eismeer gebadet. Um des Himmels willen, stand es so um mich? War da keine Rettung, keine Schiebung möglich? Mein geistiges Auge überflog blitzschnell, schreckensvoll die Sündenlast, hier die kleinen, dort die großen. Da schien es mir, als ob plötzlich ein gütiges Auge die ganze Bescherung mit freundlichem Blicke musterte, und die Sündenschale flog pfeilschnell in die Höhe, sodaß das Zünglein senkrecht stand. Ja die Kreditschale senkte sich noch ein wenig mehr, so daß sogar ein kleines Saldo zu meinen Gunsten sich ergab. Und wie Schuppen fiel es von meinen Augen und ich urteilte mit denselben Augen wie die Gottheit selbst und staunte. Die großen und die kleinen Sünden zerflossen wie in nichts vor der großherzigen Kritik eines Gottes, der weder der König der Philister noch der Präses einer universellen „Spießer"-Vereinigung ist.

Das Rascheln von Frauenröcken und leise Fußtritte riefen mich aus meiner Gottähnlichkeit in die rauhe Wirklichkeit zurück.

Es war die deutsche Nurse, die gekommen war, mir meinen Abendgruel zu bringen.

Sie sagte: „Hier, mein Herr, ist Ihr broth, es ist mutton broth, es ist sehr gut, ich habe es selbst probiert, essen Sie nur tüchtig, damit Sie recht bald wieder zu Kräften kommen. Und dann habe ich Ihnen auch noch ein Körbchen mit frischen Erdbeeren mitgebracht. Die habe ich eben eigens für Sie gepflückt, da ich heute Nachmittag in der Office Ihre Geschichte gehört habe und wie Sie zu Ihrer Verwundung gekommen sind. Die Erdbeeren dürfen Sie erst morgen früh essen, wenn Sie aufwachen, dann bekommen Sie Ihnen besser. Und nun wollen wir beten."

Damit kniete sie nieder, den Kopf gen das kleine Kruzifix gewandt, das an der Wand zu meiner Linken hing und betete. Es war keine Litanei, kein auswendig gelerntes Gebet, keine abgedroschenen Verse. Es waren nur einfache Worte ohne Phrasen, keine Gottanhimmelei und doch jedes Wort Gott gefällig, wohl angebracht und ohne Ziererei, geraden Wegs zum Herrgott

gehend und rückwirkend geraden Wegs zu meinem Herzen. Ich hatte die Hände gefaltet und betete mit. Es war ein Gebet, wie es in jedem Menschenleben vorkommt, aber auch nur einmal, au moment du sublime et du suprême!

Als eine halbe Stunde darauf der gemütvolle Charlie mit seinem »nightcap«, dem präparierten Whisky kam, stieß ich seine Hand energisch zurück und weigerte mich entschieden, das Höllenbräu zu trinken. Schwester Claras Erdbeeren sollten doch gegessen werden und dazu mußte ich doch noch leben. —

Acht Tage später war ich wieder auf, nach weiteren acht Tagen wurde ich operiert und vier Wochen nach Fräulein Claras glücklicher Intervention war ich bereits an der Arbeit, mir mein Brot in der Neuen Welt, wenn auch als Krüppel und unter recht schwierigen Verhältnissen zu verdienen.

Der Doktor hatte mir, ohne mich zu unterbrechen, zugehört, dann bemerkte er kurz: „Und erinnern Sie sich des jungen Assistenzarztes, der immer bei den Visiten mit dem Oberarzt kam und der Sie dann auch nach der Klinik zu Professor Knapp begleitete? Das war ich.“ Und

damit stand er auf, wandte sich der Tür zu und diese öffnend, fügte er bei: „Und Schwester Clara ist nunmehr seit beinahe 24 Jahren meine liebe Frau und so Gott will, feiern wir nächstes Jahr unsere silberne Hochzeit." Damit öffnete er die Tür und rief in das nächste Zimmer: „Clärchen, komm doch mal herein, hier ist ein alter Bekannter aus unsrer New-Yorker Zeit, von Wards Island". Und er erwähnte kurz die Begebenheit. Die Frau Doktor erinnerte sich meiner allerdings nur dunkel. Sie mochte wohl viele solcher Szenen erlebt haben. Aber sie freute sich doch herzlichst über dies Wiedertreffen.

In diesem Augenblick ertönte eine helle Stimme im Vorzimmer, ein Hin- und Widerreden. Aber, bitte, schicken Sie mich doch nicht den weiten Weg zurück und die schönen Rosen würden doch sicherlich erfrieren, wenn ich sie in der grimmigen Kälte wieder mit wegnehmen müßte."

Damit klopfte die Sprecherin resolut selbst an die Tür, und ohne ein „Herein" abzuwarten trat sie stürmisch ins Zimmer, wo sie in ein konvulsivisches Schluchzen ausbrach.

Der Doktor beruhigte sie so gut er konnte.

„Ach, Herr Doktor, ach, ich bin so rasch hierher geeilt, um Ihnen die Rosen zu bringen und Ihnen zu sagen, daß unser liebes gutes Lieschen seit heute Mittag wieder etwas sehen kann, sie kann schon einzelne Gegenstände genau unterscheiden und das Tageslicht tut ihr schon garnicht mehr so weh, und da bin ich schnell hierher gelaufen, den weiten Weg, um Ihnen zu danken, daß Sie Lieschen das Augenlicht gerettet haben, und da wollte mich das Mädchen nicht herein lassen und sagte, Sie wären nicht mehr zu sprechen — und — — —", alles dies von Schluchzen unterbrochen.

* * *

Ich war ausgegangen, um das Weihnachtsmärchen zu finden, und ich hatte es gefunden. Aber nicht so, wie ich es mir gedacht hatte, im schimmernden bunten traditionellen Flitterkleide der Theater- und Pantomimenfee, sondern im ernsten praktischen Gewande der Wissenschaft, der stetig vorwärtsstrebenden, unermüdlichen, die nur ein Ziel im Auge hat, zu wirken im Dienste und zum Heile der Menschheit!

Der Mann mit den grünen Haaren und dem rosa Schnurrbart.

Tek — Tek — Tek — Text schnarrten, quiekten, quäkten, dröhnten und rollten frech und drohend die großen Buchdruckerpressen, heißhungrig die riesigen Fänger ausstreckend und ihre furchtbaren Höllenrachen öffnend und schließend. „Text, Text wollen wir, mehr Text, wir haben Hunger, wir wollen gefüttert werden und es fehlen noch zwei Bogen, zwei ganze Bogen, und das bedeutet Rollen, Rollen, große dicke Rollen von gutem, weißen, saftigen holzfreien Druckpapier, und das wollen wir fressen, fressen, denn wir haben Hunger, furchtbaren Hunger! Gib uns Text!“

So tönt es mir entgegen, wenn auch in lieblicher Übertragung, es stand auf einem schmutzigen einmal weiß gewesenen Zettel, der zwischen den noch schmutzigeren Fingern des schmutzigsten aller Druckteufel vulgo Buchdruckerlehrling stak und das mir die Druckerei mit der energischen Aufforderung sandte, die noch fehlenden zwei Bogen Text zu senden, die noch nötig waren, um der vorliegenden Skizzensammlung ein behäbigeres

Aussehen und den freundlichen Käufern ein genügenderes Equivalent für den Kaufpreis zu geben.

Text, Text, Text; wo sollte ich in aller Kontinenten Namen noch mehr Text herauspressen! Aus diesem Nervengewirr von fieberndem Hirn, das schon tage- und nächtelang vergebens in den Vorratskammern der Erinnerung herumgekramt, um in irgend einem Winkelchen noch etwas zu finden, das sich ereignet hatte, als ich noch auf der Welt war. —

Und noch dazu schleunigst, dalli, wie der Berliner sagt, mit Expreßeile, wie sollte ich da die verschiedenen schlaftrunken herumliegenden und herumlungernden Figuren aus meiner Amerikazeit wieder zu lebenden, herumspazierenden, schwatzenden, liebenden und betrügenden Personen umgestalten, sie mit dem nötigen Flitterglanz behängen, den sie vor der Rampe der Öffentlichkeit benötigen, um sie interessant erscheinen zu lassen, ihnen große mexikanische Hüte aufsetzen und schlanke Galanteriedegen an die Seite zu hängen, ihnen samtene Mieder und kurze spanische Röckchen anzuziehen, ihnen Rosen in die dunklen Haare zu stecken, kurzum, sie appetitlich und abstoßend, je nach der Rolle, die sie zu spielen haben, zu servieren.

Wie sollte ich ferner meine Phantasie wie einen Elektromotor arbeiten lassen, meine Phantasie, die nie einen Schuß Pulver wert gewesen war, wo doch früher mein Leben nur aus Dollars und Cents oder Pesos und Centavos zusammengesetzt war und wo jetzt eine unabänderliche Notwendigkeit mich nolens-volens unter die Mußschriftsteller gesteckt hatte.

Aber das Muß, das zwingende Muß, die hungernden Maschinen und mein hungernder Magen petzen, zwicken, schieben und stoßen das arme Hirn, es muß, es soll arbeiten — und es wird arbeiten.

Also Phantasie, breite deine Schwingen aus und trage mich zurück auf kurze Stunden in das grüne silberdurchwirkte Land der Azteken, zu den Cautemocs und Montezumas, nach der Calle San Francisco, nach dem Zocalo und der Alameda, nach der Reforma und nach Chapultepec.

Requisiteur! Da brauche ich eine große Bärenmütze und ein schneeweißes Lederschurzfell und hohe Gamaschen und einen Tambour-Majorstab mit großem goldenen Knopf und trikolorfarbigen, mit Gold durchwirkten Franzen und einen martialischen Schnurrbart und Clairons und Tam-

boure und schmetternde Janitscharenmusik und einen berauschenden, zehntausend französische Grenadierfüße in Bewegung setzenden Marsch und Phantasie, viel Phantasie und wehende Taschentücher und leuchtende Augen und in den Taschen verzweifelt geballte Fäuste und noch vieles mehr. Und dann zieht vor dem geistigen Auge die Armee Bazaines, die ruhmgekrönte, im vollsten Gloire-Glanze der siegreichen Schlachtfelder von Solferino und Magenta, durch die geraden Straßen Pueblas nach der Plaza de la Catedral und vorn der Mann, dessen späteres Leben und dessen Tod diese Zeilen beschreiben sollen, der schönste Mann einer schönen Armee, bald vorwärts, bald rückwärts schreitend, den Tambour-Majorstab nach den Rhythmen der Musik schwingend und von Zeit zu Zeit hoch in die Luft wirbelnd: Jean-Baptiste Gaillard, der Mann mit den grünen Haaren und dem rosa Schnurrbart. — — — — — — —

Das alte Mexiko schlief. — Langjährige Ruhe, physisch und politisch; nirgends rührte sich etwas, es wurde langweilig. So dachte wenigstens der alte Popocatepetl und der Pik von Orizaba und wie sie sonst noch heißen mögen, die alten schneebedeckten Häupter einer großen unruhigen und

vulkanischen Vergangenheit. Lange schon gährte und brütete es in ihrem Inneren und grollend und rollend protestierten sie eines schönen Sonntags im Spätherbste des Jahres 1894 gegen dieses andauernde, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Die beiden großen Rädelsführer gaben das Signal und das Treffen gegen diese schon zu lange dauernde Universal-Siesta begann. Der Hauptcoup sollte gegen die Hauptstadt und den Distrito-Federal, das valle-de-Mexiko, geführt werden. Von allen Seiten auf einmal wurde gegen das Zentrum losgegangen. Die Bergriesen schleuderten ihre Feuermassen gen Himmel und ließen sie in glühendem, schweren Lavaregen gegen den Feind rasseln. Die Berge öffneten ihre Klüfte, entsandten beißende, stechende giftige Schwefelmassen, die von den Wolken dann, die den Elementen Hilfsdienste leisteten, wieder gen unten gedrückt wurden; die Erde im weitesten Umfange bebte und schüttelte sich wie ein widerspenstiges Roß, das die Last seines Reiters nicht tragen will, und warf alles nieder was beweglich, und zerriß, zerbarst und zerstörte alles, was von Menschenhand zusammengefügt war. Die Menschen erinnerten sich wieder, wie geringfügig sie doch eigentlich

waren, flüchteten sich schreiend und um Barmherzigkeit flehend auf die freien Plätze, auf den Knien herumrutschend und den Allmächtigen bittend, ihr wertes Leben doch zu verschonen.

Der Nachmittag war schwül gewesen; ich hatte ihn lesend auf meinem Zimmer des Hotels Yturbide, dem alten ehemaligen Kaiserpalaste, verbracht, als die über- und unterirdischen Gewalten ihr zerstörendes Werk und ihr Wutgeheul in Szene setzten. Ich lag in dem mussselinbedeckten, breiten, eisernen Bett, als die Mauern barsten und die schwarzen und gelben Wolken sich zur Erde ließen, als der Plafond einstürzte und schwere Stuckstücke mit einem Schlage alles im Zimmer bestreuten. Und dann bebte es weiter und die andern Mauern barsten und die Fensterscheiben klirrten in Stücke, und wieder prasselte es und herunter kam, was noch oben geblieben war. — Tot war ich nicht, auch tat mir nichts weh. Ich lag still und ruhig da und wartete auf das nächste Beben und den gänzlichen Zusammensturz, aber es kam nicht. Drei, vier, fünf Minuten vergingen und alles blieb ruhig.

Dann hörte man laute Schreie und Rufe von der Straße her und Gewimmer und Gebete. Ich

zog ein Bein an und dann das andere, schob einige Stuckstücke beiseite und balancierte über die Trümmerhaufen nach der Türe, die auch in Stücke gegangen war. Ich riß die Bretter zurück, stieg hinaus auf die steinerne Altane, deren Säulen auch zum Teil geborsten waren. Ich wollte nach der großen Treppe, aber diese lag in Trümmern da. Ich hörte Stimmen, aber sah Niemanden. Dann tastete ich mich zurück nach meinem Zimmer, weil ich nicht recht wußte, was ich nun eigentlich am richtigsten beginnen sollte. Über die Trümmerhaufen steigend gelangte ich bis ans Fenster. In demselben Augenblicke, als ich mich dem mit Glasscherben und -Splittern besäten Fensterrahmen näherte, erschien in der Fensteröffnung ein Gesicht, ein so merkwürdiges und unter anderen Umständen vielleicht grausig-komisch wirkendes Gesicht, daß ich, der bei dem großen Beben nicht den kleinsten Augenblick gezittert hatte, fühlte, wie mir das Herz still stand und wie sich unwillkürlich die Haare sträubten. — War es der Gottseibeiuns, der da sein Werk der Zerstörung inspizieren und nachsehen wollte, ob unter anderem auch ich ihm nicht entgangen war? Aber dann besann ich mich, als im nächsten Augenblick das Gehirn wieder zu

funktionieren anfing, daß ich den Mannskopf schon irgendwo gesehen hatte, aber nicht so, wie er mich da anschaute und nun zu reden begann, sondern anders, ganz anders und doch konnte es nur er sein, und ich hatte ihn oft gesehen, sehr oft, aber wo, wo, in aller Heiligen Namen wo??

Und dann erfaßten meine Ohren, was der Mann da draußen zu mir sprach, in schlechtem Spanisch, dem man den Fremden anhörte und dessen schlechte Aussprache durch das Fehlen fast sämtlicher Vorderzähne noch verschärft wurde. Aber ich folgte doch willig, wenn auch betäubt und mechanisch, seinen Anweisungen, meine Rettung betreffend. Er war an der Blitzableiter-Leitung in die Höhe geklettert und löste eine rote, ewig lange Leibbinde ab, die er nach Art der Neapolitaner als Hosenträger benutzt hatte, und befestigte sie an meinem Fensterriegel, nachdem er diesen auf seine Festigkeit hin geprüft hatte, und dann umwand er meine Hand mit der Binde, sodaß sie sicher gleiten konnte. Dann ließ er sich langsam wieder an der Leitung herunter, mich Schritt für Schritt stützend, sodaß ich langsam und sicher an seiner Seite der terra firma zuglitt.

Unten angekommen wußte ich mit einem Male,

woher ich meinen Retter aus schwieriger Lage schon so lange kannte. Da war es nämlich, vis-à-vis von mir, keine 20 Schritte von mir entfernt, auf einem bemalten und lackierten Blechschilde, genau so wie neben mir in Natura und darunter stand: »Tintura del Rayo«„ Regenbogentinktur". Das Haar war in der Mitte geteilt und auf der einen Seite kohlrabenschwarz, auf der anderen Seite von sprichwörtlichem schneeweiß und ebenso der Schnurrbart und der französische Kinnbart, nur daß für diesen letzteren die Farben anders verteilt waren und selbst der Dümmste ohne Sprachkenntnisse wußte sofort, daß hier die Vorzüge eines Patent-Haarfärbemittels zur Anschauung gebracht werden sollten. Jean-Baptiste, denn er war es selbst, nach beinahe 30 Jahren nach seinem glorreichen Einzuge an der Spitze der französischen Armee, war der Fabrikant dieses Verjüngerungs- und Verschönerungsmittels. Im Laufe der Jahre war sein Haupthaar weiß und sein Barthaar grau geworden, und er selbst war ein guter Abnehmer seines eigenen Mittels. Aber trotzdem er in effigie so tadellos die Wirkung seiner Tinktur einem erstaunten Publikum vorführte, war das Entgegengesetzte bei ihm in Wirklichkeit der Fall. Ob er

nun seine Mixtur bei sich selbst nicht sorgfältig genug oder zu unregelmäßig, oder wieder zu ungeschickt applizierte, kurzum, sein Haar war im Laufe der Jahre durch die Nußtinktur anstatt schwarz — grün geworden, während sein Bart, der volle 20 Jahre jünger als sein Kopfhaar war und von Natur jetzt eine graue, durch das viele Rauchen, Schnupfen und Tabakkauen gelbliche Färbung gehabt hätte, durch das Mischen mit der Färbemixtur rosigrot war; und er, der Held von 20 Schlachten, ahnte wohl garnicht das wunderliche und absonderliche Resultat seiner Toilettenkünste.

Aus diesem von einer so außergewöhnlichen Farbenzusammenstellung umrahmten langen, schmalen, von einer schmutzig gelben Haut überzogenen verhärmten Gesichte ragte eine unheimlich große Nase mit großem Höcker, wie ich sie in dieser Furchtbarkeit nie wieder gesehen habe. Durch den gelben Untergrund einer von Strapazen, Entbehrungen und Sonnenbrand ausgegerbten Haut zogen sich unzählige Falten und Linien, wie ein riesiges Kanalnetz, und in diese Streifen und Streifchen hatte sich im Laufe von längern Jahren beim Schweißwischen oder sonst wie die Farbe seiner Mixtur fest hinein gesetzt, sodaß das ganze

Netz in den dunkelsten Farbentönen aus der ledernen gelben Haut herauslugte und dem Gesichte, aus dem ein paar gutmütige, aber blöde Augen blickten, ein ganz merkwürdiges, scheußliches, aber in seiner Scheußlichkeit höchst bemerkenswertes und interessantes Ensemble bildete.

Jean Baptiste Gaillard hatte mir das Leben gerettet, denn ein neuer heftiger Stoß gab dem alten Gemäuer dort oben den letzten Rest und begrub die oberen Etagen des Gebäudes in Trümmern. Seinen Lebensretter findet man immer schön, und so übersah ich vollständig die Abnormitäten dieses merkwürdigen Mannes und war nur darauf bedacht, ihm, so viel es in meiner Macht stand, meine Dankbarkeit zu bezeugen. Geld bedurfte er nicht, er verdiente genug mit seinem Höllengebräu, um seinen bescheidenen Lebensunterhalt zu bestreiten. Außerdem besaß er eine kleine Besitzung mit einem Häuschen drauf und einem Laboratorium ganz weit da draußen, wo es nach den schwimmenden Inseln geht. Der Barbier da drüben, vis-à-vis von dem Hotel, verkaufte seine Tinktur und deshalb war das absonderliche Konterfei, das ganz Mexiko bekannt war, dort angebracht.

Ich besuchte ihn öfters da draußen in seinem Häuschen, und dann leuchteten seine kleinen Äuglein auf und der alte Geist kehrte auf kurze Stunden in das alte müde Gehirn wieder zurück, denn nur mit mir konnte er sich, was ihm seit langem schon versagt gewesen war, in seinem geliebten Provencalisch unterhalten. Und dann legte er los, bei einer guten Tasse Kaffee, und erzählte von den kaiserlichen Adlern und den fliegenden Fahnen, wie er an der Spitze seines Regimentes hinter Viktor Emanuel und seinem Kaiser in Mailand eingezogen, und von Solferino, wo er an der Schulter verwundet worden, und von den Schlachten in der Tierra Caliente und in den Pulquefeldern Mexikos. Und dann beklagte er Frankreichs Los, wie es eine lumpige Republik geworden und die Gloire eingebüßt hatte, die Gloire und den Glauben an sich selbst und die Tradition und alles das, was sein geliebtes Land früher an die Spitze der Zivilisation gestellt hatte. Die alten Requisiten, die bei der großen Maskerade, die man Armee nennt, notwendig sind, hatte er noch und zeigte sie mit Stolz. Und dann verfiel er in langes Sinnen und sprach oft minutenlang nichts.

Er war Junggeselle geblieben, aber das Ewig-Weibliche hatte stets, wie er mir erzählte, die größte Wirkung auf ihn ausgeübt, und neben seinem Tambour-Majorstab und seinen Epauletten war ihm das Weib, das Weib, wie es die Natur schafft, um den Mann zu betören, das höchste und einzigste anbetungswürdige Wesen geblieben.

Sinneslust und Begierden hatten ihre Zeichen und Stempel tief in seine Züge eingefurcht, und wenn er dann so von seinen Abenteuern und Erfolgen bei den Töchtern Evas, Weißen und Gelben, Braunen und Schwarzen, erzählte, dann verzogen sich sekundenlang seine Züge und das Abstoßende an ihnen wurde, wenn möglich, noch abstoßender, und das blöde Auge wurde das eines Satyr und eines Faun.

Aber er war mein Lebensretter und alt, und ich durfte und konnte ihm nicht zeigen, wie wenig angenehm berührt ich von seinen Ausführungen war. — — „Die kleinen Mädchen, ah, Monsieur, die kleinen Mädchen, comme je les adore!“ Sein Kopf war alt, aber sein Körper stand noch auf festen Beinen, und wenn er so, mich nach dem Gartentor begleitend, den großen Calabreserhut auf dem Kopfe, die braune Plüschjacke auf

den Schultern, die rote Kravatte auf dem offenen, weißen Hemd, den breiten roten Shawl um die Lenden, neben mir her schritt, war er immer doch noch, das häßliche Gesicht abgerechnet, eine stattliche Mannesfigur, und mit einiger Phantasie war es wohl möglich, sich das Bild des ehemaligen Gardegrenadiers, des schönsten Mannes der Armee, zu rekonstruieren.

Bei meinem dritten oder vierten Besuche wartete meiner eine Überraschung. Ich war hinausgeritten, am Kanal entlang, auf den die fruchtbeladenen Kähne, von schneeweiß gekleideten, Inditos und Inditas geführt, lautlos hinabglitten, und hatte, von Dankbarkeit getrieben, einen Umweg gemacht, um meinen alten Jean-Baptiste zu besuchen.

Als ich im Patio seines kleinen Hauses aus dem Sattel sprang, fand ich Gaillard freudestrahlend vor. Auf einem Stuhl neben dem kleinen Tischchen, auf dem noch die Teller mit den Überresten eines leckeren Schmauses in Gestalt von Guajaloteknochen, in schwarzer Pfeffersauce schwimmend, standen, saß ein hübsches Indianermädchen, ein Kind noch; es hatte freie, offene Züge, lange, schwarze Zöpfe und sah be-

scheiden zur Erde nieder, als der Alte sie mir freudestrahlend als seine Braut vorstellte.

14 Jahre war sie alt, die kleine Ramoncita, und kindhaft waren ihre Formen und kindhaft ihr Sinn. Aber nach mexikanischen Sitten und nach mexikanischem Gesetz war sie bereits fähig, an den Altar zu treten, sie durfte Weib sein und Mutter werden. Eine rote Korallenkette umschlang ihren zarten, braunen Hals, sie reichte mir schüchtern und verschämt, mit einem leisen: „Servidora de Vd. Señor", die Hand, als ich ihr etwas erstaunt zu ihrem Brautstande gratulierte.

Ramoncita hatte das Wohlgefallen des alten Wüstlings, denn die Sinneslust leuchtete bei ihrem Anblick aus seinen Augen, erregt und die Familie der jungen Braut hatte mit Eifer die Gelegenheit erfaßt, einen für ihre Verhältnisse so wohlhabenden und ausnutzbaren Eidam zu bekommen.

Wie es um das Herzchen der kleinen Ramoncita stand, war deutlich zu erkennen. Auf alle seine täppischen und gierigen Liebkosungen reagierte sie nicht oder widerwillig und nannte ihn, trotzdem er sie dutzte, beharrlich Sie und Señor.

Als sie für wenige Minuten in die Küche gegangen war, sprach ich Jean-Baptiste mein Er-

staunen über seine Wahl aus, aber zwischen seinem zahnlosen Gaumen und den breiten wulstigen Lippen kamen nur zischende Laute hervor, und mit einem gierigen Aufleuchten der blöden Augen unter seinen buschigen Brauen stieß er heraus: „Ah, die kleinen Mädchen, Monsieur, die kleinen Mädchen, comme je les adore!"

Auf 14 Tage später war bereits die Hochzeit angesetzt und ich mußte ihm hoch und heilig versprechen, bei dieser Festlichkeit, die in großem Stil gefeiert werden und bei der nach alter mexikanischer Indianersitte die ganze Familie bis ins zehnte und fünfzehnte Glied versammelt sein sollte, anwesend zu sein. Einen Europäer wollte er doch wenigstens dabei haben, um mit ihm prahlen zu können. Seinem Lebensretter kann man, wenn ich auch über diesen Handel aufs Äußerste empört war, schwer etwas abschlagen. Dann hatte ich hier eine Gelegenheit, durch ein Geschenk meine Dankbarkeit zu einem gewissen Teile abzutragen und diese Gelegenheit durfte nicht vorüber gehen, denn ich sehnte mich darnach, diese meine Schuld aus der Welt zu schaffen; denn der Mann war mir bei dem Anblick dieses seines unschuldigen, neuesten Opfers seiner tierischen

Begierden so widerwärtig geworden, daß ich auf alle Fälle so bald wie möglich mit ihm quitt werden mußte.

Wohl ahnte ich nicht, daß diesmal er selbst das grausame Opfer zu werden bestimmt war . . .

Die Hochzeit bot das farbenprächtige Bild derartiger mexikanischer Veranstaltungen. Die Pulque floß in Strömen, naturell und mit zwanzig Säften gefärbt. Es wurde gefiedelt und geflötet, getanzt und geliebt, und getrunken und getrunken, wenn das Wort getrunken nicht viel zu sanft für dieses bestialische Herabstürzen des berauschenden weißen Saftes wäre. Und Caña wurde hineingegossen, und die Bewegungen und Begierden wurden immer zynischer, die Tänze immer wilder und sinnlicher . . . . . .

Jean-Baptistes Augen glühten, als wenn ein Phosphorgebräu und stinkender Schwefel in seinen Augäpfeln glimmten. Mit den Blicken des Tigers, der sein Opfer sicher hat, verfolgte er jede Bewegung der noch ahnungslosen und in ihrer Unschuld sich harmlos bewegenden Ramoncita.

Sobald ich endlich den Höflichkeitsbezeugungen der verschiedenen Familienoberhäupter entgehen und zu meinem Pferde gelangen konnte,

was nicht leicht war, verschwand ich und kehrte zur Stadt zurück.

Fünf oder sechs Tage später kam ein Indianerbursche zu mir und brachte ein Zettelchen, auf dem Jean Baptiste mit zitternder Hand die Bitte aussprach, ihn zu besuchen. Als ich dieser Bitte am nächsten Tage nachkam, fand ich ihn sehr verändert. Seine Lippen hatten eine grünliche Färbung und seine Hände zitterten, als er sie mir reichte; seine Worte waren inkoherent, und als seine junge Gattin, mich mit einem scheuen Blick messend, hinausgegangen war, flüsterte er etwas, das ich nicht verstand, und dann stieß er das Wort „poison" hervor, zischend: „sie haben mir Gift gegeben!"

Und seine Glieder zuckten, er starrte vor sich hin, die Lippen bewegten sich bebend und die gelbe Lederhaut mit den tausend Fältchen und Linien zog sich fest in ein Nichts zusammen, sodaß von dem scheußlichen Charakterkopf beinahe nichts anderes übrig blieb, als die große, übergroße Höckernase, die in dieser Umgebung Riesendimensionen angenommen zu haben schien, Nase, Nase, nichts als Nase. Und darüber auf der kleinen, unendlich kleinen, gedrungenen, gelben Stirn die grünen Haarbüschel, und über und

unter den grünlich fahlgelben Wulstlippen die rosa Haare eines ehemalig stolzen Schnurrbartes. Ich versicherte ihm, daß ich ihm einen Arzt schicken würde. Eine Antwort war schon nicht mehr von ihm zu bekommen. Ich drückte seine Hand, die willenlos herabhing, und ging.

Als ich durch den Patio der Haustüre zuschritt, sah ich Ramoncita, die mich mit großen, angstvollen Augen anblickte, und die auf mein „hasta la vista, Doña Ramona" nur ein fast unhörbares „adios, Señor" hatte. Aber mein Blick erhaschte im Vorbeigehen einen Augenblick eine seltsame Szene: Hinter ihr saß hockend und apathisch wartend die Familie der jungen Frau. Sie wartete die Wirkung des Giftes ab, des langsam wirkenden Giftes, das ihre Tochter zur Herrin des Hauses und des Besitztumes machen sollte. Sie waren die Avantgarde. Schon waren die Umfassungsmauern besetzt und Schritt für Schritt, so wie der Tod in seinem Siegeszug durch die Adern des alten Kaisergrenadieres triumphierend vordrang, so sollten auch der Patio und die Innenräume des Hauses mit Beschlag belegt werden, bis das Gift das Gehirn erreicht und Jean-Baptistes alte Knochen zum Gerümpel ge-

worfen werden konnten. . . . . Der Arzt, den ich hinausgesandt, hatte mir telephoniert, daß der Alte nur noch wenige Stunden zu leben hätte.

Als ich am nächsten Tage in das Sterbehaus kam, glaubte ich, zu einem Hexensabbath zu kommen. Dieselben wilden Szenen, die ich schon bei der Hochzeit gesehen hatte, hatten sich wiederholt. Jean-Baptiste, tot, steif und starr, hockte auf einem alten Lehnstuhle in der Gerümpelkammer seines Laboratoriums. Hinter ihm auf einer staubigen Lade lagen das Lederschurzfell und die Gamaschen des ehemaligen Tambour-Majors, während seine Bärenmütze schief auf den zottigen, schwarzen Haaren eines schmierigen Indianers saß, der, den Tambour-Majorstab in der Hand schwingend, draußen im Patio vor der betrunkenen und voll Lust mit den Händen klatschenden Indianerbande groteske Tänze aufführte.

Hinter dem dürftigen Sarge schritt kein militärischer Trauerkordon, seine Insignien lagen nicht auf ihm, keine Trauertrompete erschallte, keine Trauersalve kreuzte sein Grab.

Das war das Ende des Siegers von Solferino, des schönsten Mannes der schönsten Armee.

„La Grande.“

Die „Dresden“ schoß durch die Wellen, leicht nur senkte sich ihr Kiel und hob sich ihr Bug, wenn eine stärkere Woge, stärker als ihre Mitschwestern, ihr den Weg zum Silberstrom verbarrikadieren wollte.

Hundert Augen blickten angestrengt gen Südwesten, Land mußte kommen, jeden Augenblick mußte er auftauchen aus dem salzigen Bade, er, dessen Anblick schon Hunderttausende von seemüden Reisenden entzückt hatte, der Cerro von Montevideo, und Monte video erscholl es: n'en Berg sehe ich! Und die Wogen mehrten sich und mehrten sich, je mehr der Steamer sich der Bucht von Maldonado näherte, aber sie wurden durchschnitten und durchstampft, siegreich drang die „Dresden“ vor. Aus den fernen, grauen Küstenlinien wurden saftige, grüne Abhänge. Jetzt die Stadt selbst, eine neue Welt! Eine scharfe Wendung, die Einfahrt in den Hafen, rechts die Stadt, vor uns die Landungsbrücke, links der Cerro mit dem Fortgekrönten Gipfel, Niederrasseln

der Ankerketten, Aufsteigen der Flaggen, Herabgleiten der Landungstreppen, die Sanitätskommission, das Zollkommando: „Station Montevideo!“

Hunderte von Barken und Kähnen umschwärmen das Schiff, leichtfüßige, gebräunte Burschen in mehr oder weniger pittoreskem Anzug, mit roten oder blauen Schärpen und offenem Hemdkragen stürzen die Treppen hinauf, eine Phalanx von barfüßigen Jungens klettern an den Seiten des Schiffes empor, gewandt über die Reling springend und „La grande, la grande, Señor“ ertönt es aus fünfzig jugendlichen Kehlen, und Hunderte von kleinen weißen Zettelchen leuchten in ausgestreckten Händen dem verdutzten Auge des Fremden entgegen, dem gringo, der die Bedeutung von „la grande“ noch nicht zu schätzen versteht.

In der Calle 25 de Mayo, der langgestreckten Geschäftsstraße der uruguayischen Hauptstadt, liegt das Hospital de la Caridad, ein mächtiger, gen Himmel strebender Quaderbau, das Krankenhaus für alle Klassen und alle Rassen, für Fremde und Einheimische. Und keinen Pfennig kostet es, um dort hinein zu kommen, um kuriert zu werden und seine Genesung abzuwarten, keine lästigen Fragen werden gestellt, jeder Kranke und Hilfs-

bedürftige ist willkommen und Tausende machen von dieser Wohltätigkeit größten Stils jährlich Gebrauch. Und frägt man „Wer erhält dies alles, wer bezahlt die Ärzte und Lebensmittel und Erfrischungen und alles das, was solch eine Riesenanstalt erheischt", so kann jeder Abcschütze dieses Schmuckkästchens aller Städte darüber Auskunft erteilen, und diese Auskunft wird lauten: la grande . !

La grande ist die Königin von Montevideo. La suerte grande, oder kurz: la grande, das große Los. Mit la grande steht der Montevideaner auf, nach la grande späht er in seiner Zeitung, mit la grande geht er zu Bette und nur in dem Augenblicke, da der Tod sein Auge bricht, hört bei ihm die Hoffnung auf la grande auf.

Die große Loteria de la Benificiencia — die Wohltätigkeitslotterie, deren Ziehungen beinahe das ganze Jahr hindurch währen, erhält alle Anstalten der öffentlichen Wohlfahrt. Und sie hat einen Überschuß, trotzdem sie liberaler ist als der liberalste Milliardär, einen Überschuß so groß und mächtig, daß sie Straßen von Häusern bauen kann und den Mietzins einheimst und in Land spekuliert und Rinderherden züchtet und Geld

verdient, unmenschlich viel Geld, und alle aussaugt, ohne daß sie es merken, und trotzdem Reichtümer verteilt, hier und da, wie eine wahrhaftige Königin: la grande!

Montevideo ist keine fromme Stadt, man sieht keine Mönche oder Priester in ihren Straßen; die Religion ist verpönt. Der Staat will nichts von ihr wissen. Und doch ist Montevideo die Stadt der Kirchen. Die mächtige Kathedrale und Hunderte von anderen Tempeln, dem Lobe Marias und fünfhundert anderer Heiligen geweiht, strecken ihre mächtigen Kuppeln und Kreuze gen Himmel empor. Der Staat kennt die Kirche nicht. Aber die Priester beherrschen die Frauen, und die Frauen ihre Männer und Söhne, und wenn auch auf Umwegen, regiert auch hier Rom, mächtig und allgebietend. — Der Zweck heiligt das Mittel.

Der Tag war heiß und schwül, als ich vor einem kleinen Café der Plaza de la Constitucion sitzend, das „Echo“ las. Da ging ein Mann vorbei, ein langer, hagerer Mann, in dürftigem bürgerlichen Gewande, einen schäbigen Hut auf dem Kopfe. Sein Blick streifte das Blatt, das ich in den Händen hielt. Er ging einige Schritte weiter, dann drehte er sich wieder

um und ging nochmals vorbei, zweimal, dreimal. Der Mann hatte irgend einen Wunsch, einen heißen Wunsch auf dem Herzen und zwischen den Lippen. Als sein Blick zum fünften oder sechsten Male den meinen, der fragend an seinen Augen hing, streifte, sagte er herantretend in einem merkwürdig gebrochenen Deutsch, das verzweifelt wie Schwyzer Ditsch klang und doch nicht jenes „herrliche“ Idiom war, das in der freien Schweiz verzapft wird: „Guten Tag, mein Herr, dürfte ich Sie um die Zeitung bitten?“ Ich lud ihn ein, an dem Tischchen Platz zu nehmen und etwas zu genießen. Das Getränk lehnte er dankend ab. Jetzt verstand ich ihn schon besser. Er sagte, er heiße Franz Scheible und wäre aus Schwaben aber schon lange von zu Hause fort, wäre in Irland gewesen und jetzt seit ein paar Jahren hier. Ich schenkte ihm die Zeitung und gab ihm meine Adresse, damit er sich das Blatt alle Wochen holen könne. Das war der Anfang meiner Bekanntschaft mit Franz Scheible, Hochwürden und Pfarrer des Domes von St. Patrick, der großartigsten, prächtigsten und schönsten Kathedrale südlich von St. Peter, dem Wahrzeichen der ewigen Stadt.

Franz Scheible hatte Hunger, viel Hunger; schon seit langem hatte er sich nicht so recht satt gegessen, und er kam oft zu mir und verzehrte mein Abendessen mit mir, und berichtete mir, wie die Sachen sich weiter entwickelten. Sie entwickelten sich schlechter und schlechter. Seine Kleider wurden fadenscheiniger und sein Gesicht abgehärmter, sein Priestergewand verlor immer mehr und mehr den sammtenen und seidenen Glanz, der ursprünglich von einer reichgeschmückten Kanzel herabgeleuchtet hatte, der Kirchengeräte waren schon weniger geworden und dem unentbehrlichsten, allernotwendigsten Minimum bedenklich nahe gerückt, die Marmorsäulen leuchteten nicht mehr so recht, ihr wunderbares Rot, das einst der Stolz des Bauherrn und des Domherrn gewesen war, sah recht blaß aus, das Dach und der Dachstuhl zeigten nach jedem Sturme und Unwetter immer bedenklichere Lücken; und wenn der Himmel all dies sah und hineinschaute in all diese schwindende Pracht und Herrlichkeit dieses wunderbaren, zu Ehren Gottes erbauten Tempels, dann weinte er große Lachen von Tränen, und die standen dann auf dem prächtigen Mosaikfußboden und verunzierten und ruinierten diesen

bis Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, mit einem alten Scheuerlappen auf den Knieen rutschend sie wieder aufgetrocknet hatte.

Es ist eine wundersame Geschichte, die mir Franz Scheible zu erzählen hatte.

Da war ein mächtiger Herr gewesen, ursprünglich ein armer Schlucker, irischer Schafhirt, der nach Uruguay gekommen war, um Geld zu verdienen, etwas Geld um zu essen und zu trinken und um dem Mütterchen daheim in Kilkenny monatlich ein paar Schillinge zu senden. Was er da in diesem Weidelande par excellence mit seinen knochigen Arbeitshänden angegriffen, war zu Gold geworden. Die Tiere liebten ihn; sie schnüffelten und errieten sofort in ihm den Hirten, der schon als Kind im Vaterlande da drüben zwischen ihresgleichen aufgewachsen war und nur Schafe, und Hammel und Kühe geatmet, gelebt, gedacht und geträumt hatte. Sie bekamen keine räudigen Krankheiten, sie setzten ein prächtiges Fell an, ihre Wolle und ihre Haare waren reich und glänzend, sie vermehrten sich mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die fast ans Übernatürliche und Unglaubhafte grenzte. Hugh Corcoran wurde reich und reicher, sein lebender Reichtum

bevölkerte Quadratmeilen des saftigen Weidelandes, der Überschuß seines mächtigsten aller Tierparke bevölkerte die kühlen Räume von Hunderten von stolzen Schiffen und füllte Millionen von Zinnbüchsen in Gestalt von Fleischextrakt und eingemachten Ochsenzungen. Sein Bankkonto wuchs ins Unendliche; sein Mütterchen in Irland wohnte bereits in einer Villa der schönen Stadt Cork; er selbst war der Besitzer eines Palais an der 18ten Julistraße. Aber sein Sinn und seine Gewohnheiten waren einfache, sein Anzug blieb der eines irischen Landmannes, nachts streckte er seine müden Glieder auf den denkbar einfachsten Leinenlaken aus, so wie er sie in der alten Truhe, vom Mütterchen selbst gewebt, vor Jahren mit nach der neuen Welt gebracht hatte.

Er war fromm, wie alle Irländer. Der Papst in Rom, der gottähnliche und unfehlbare Vater in Rom, war für ihn das Orakel. Wo er konnte und wann er konnte, ging er in ein Gotteshaus, um zu knieen und um zu beten. Es war dies selbstverständlich für ihn. Sein Mütterchen da drüben in Irland hatte es ihm so gelehrt und ihm aufs Herz gebunden, als er in die weite Welt gezogen. Aber er empfand es als ein

großes Übel, daß keiner der vielen katholischen Tempel einen englischsprechenden Geistlichen hatte, damit er beichten konnte oder sonstwie sich mit dem Reverend Pater aussprechen und diesem sein Herz ausschütten konnte.

Da kam er auf die Idee, eine Kirche zu bauen, einen großen, mächtigen Tempel, der Mutter Gottes und seinem Schutzheiligen, St. Patrick, geweiht. Darin sollte in seiner Muttersprache, in Englisch, gepredigt werden. Baumeister mußten kommen, die berühmtesten und tüchtigsten Baumeister, die das Land und Argentinien da drüben aufweisen konnte, und Pläne wurden gezeichnet und Material herangeschafft, große mächtige Quadern von den Felsen am Meeresstrande und Schiffsladungen von Marmor aus Carrara und Mosaik aus Venedig und Holzschnitzereien aus Padua und Verona. Eine Armee von Steinmetzen, Mosaikarbeitern, Bildhauern, Malern, Zimmerleuten, Ebenisten und Dachdeckern arbeiteten drei Jahre lang zur Ehre Gottes, des heiligen Vaters und seines Mütterchens. Geld spielte keine Rolle; die kostbarsten Kirchengeräte, Priestergewänder, samtene Altardecken, die wunderbarsten Gemälde, Statuen, Deckenmalereien und Mosaikfenster, vom Besten das Beste, das

wollte Hugh Corcoran, und er rieb sich die Hände, wenn er die Fortschritte sah, und er schrieb Checks, so viel Checks, ganze Bücher von Checks, daß sogar sein Riesenbankkonto eine große Masse Zahlen auf der falschen Seite bekam.

Er hatte dem heiligen Vater in Rom von seiner Riesenidee nichts mitgeteilt; das hob er sich auf, bis die Kirche ganz fertig wäre, und er rieb sich die Hände und lächelte und pfiff verschmitzt ein irisches Liedchen zwischen seinen dünnen Lippen, wenn er daran dachte, wenn alles fertig sein würde und er den Dom, diesen wunderbaren Dom, diese seine ureigenste Schöpfung, dem heiligen Vater, der Mutter Gottes, seinem Schutzheiligen und seinem Mütterchen zu Füßen legen würde.

Der Moment kam: Die Mutter Gottes und der heilige Patrick nahmen das Geschenk an ohne sich weiter darüber auszulassen oder zu bedanken; sein Mütterchen wußte nicht recht, was sie dazu sagen sollte, sie hatte die vielen Checks, aus denen der Dom bestand, nicht gesehen und wußte wohl überhaupt nicht recht, was ein Check war. Aber eine Wirkung erzielte die Nachricht doch, beim heiligen Vater in Rom. Als dieser von der Kirche und den vielen Checks hörte und wie-

viel Zinsen dieses Kapital abwerfen könnte und sich die Sache einmal zusammen rechnen ließ, da war er böse, sehr böse über den guten Hugh Corcoran, von dem er bis dahin noch nie etwas gehört hatte. So eine Masse Geld in einen toten Bau zu stecken, anstatt die hübschen Checks als Peterspfennige in die päpstliche, ewig hungrige Kasse zu befördern, und anderen guten Pfarrern, von Gott, dem Herrn Erzbischof und einem hohen Klerus in Amt und Würden und Pfründe eingesetzt, so und mit so viel Aufwand Konkurrenz zu machen, das war gemein, das war unlauterer Wettbewerb, das durfte er nicht erlauben, dazu durfte er seinen Segen nicht geben.

Hugh Corcoran war wie vom Blitz getroffen, der heilige Vater, der Gott ähnliche und unfehlbare Vater war nicht mit ihm zufrieden. Er erteilte nicht seinen Segen und sandte ihm nicht einen Gott wohlgefälligen und gelahrten Priester, um seinem Tempel die höhere Weihe zu geben und ihr geistigen Odem einzuhauchen.

Wie ein geschlagener Mann, ohne Energie, lebte er sein Leben weiter. Dann fuhr er nach Irland zu seinem Mütterchen, um sich von dieser Rat und Trost zu holen. Auch diese wußte keinen

und wandte sich an den Herrn Pfarrer, damit dieser einen Ausweg aus der Schwierigkeit anrate. Auch Hochwürden wußten keinen. Er kraute sich hinter den Ohren und riet Hugh Corcoran, sich an den Herrn Bischof zu wenden. Hugh Corcoran nahm einen großen Check mit für die bistümliche Kasse, aber alles, was er für das gewichtige Stückchen Papier erzielte, war die Adresse eines Geistlichen, der in Cork weilte, ohne Amt und Würden war und sich nach einer Pfründe sehnte. Dieser Geistliche war Franz Scheible. Ein glaubenstreuer Katholik, das war er, aber das war auch alles. Er hatte kein Talent, um zu scharwenzeln, um im gegebenen Augenblicke das Richtige nach oben hin zu tun, war kein guter Redner, seine Predigten entbehrten des Salzes und des Höllenpfuhls, sein Deutsch war schlecht, sein Englisch noch schlechter und sein Irisch unter aller Kanone. Dann war er in der Wahl seines Geburtsortes sehr unvorsichtig gewesen. Wäre er in Rom oder sonst wo im heiligen Lande Italien auf die Welt gekommen, dann hätten ihn sicher die hohen Herren in Rom, die den Stuhl Petri umgaben, nicht im Stiche gelassen. Aber so, ein deutscher Pfaffe ohne Protektion, pah, man hatte wirklich keine Zeit für ihn.

Mr. Corcoran nahm als einziges Ergebnis seiner Reise unseren Franz Scheible mit nach dem Rio de la Plata. Er installierte ihn, erlaubte ihm ein reichliches Taschengeld, aber das war auch alles, was er für ihn tun konnte. Napoleon konnte Armeen aus dem Boden stampfen, aber Hugh Corcoran mit allem seinem Reichtum keine Gemeinde. Der Traualtar, das Taufbecken als solche, blieben fromme Wünsche. Der Beichtstuhl hatte es etwas besser. Hugh Corocan war oft darin, manchmal um zu beichten, aber als er nichts mehr zu beichten hatte, zum Mittagsschläfchen. Er fühlte jetzt sehr oft das Bedürfnis nach Alleinsein und Mittagsschläfchen. Jetzt, wo der Traum seines Lebens erfüllt war, machte ihm das Leben keinen Spaß mehr, er hatte nichts mehr zu erstreben. Und als ob die Lämmlein, Schäflein, Kühlein und Öchslein da draußen sämtlich dem großen Krummstab des großen Hirten in Rom in magischer Unterwürfigkeit ergeben gewesen, so machten sie, seitdem ihr Brotherr bei jenem in Ungnade gefallen war, nicht mehr mit. Der fruchtbare Boden um sie herum bewirkte nur das Gegenteil bei ihnen. Sie legten sich trotz Schiffsladungen von Patentmedizinen

alle möglichen und unmöglichen neumodischen veterinärischen Krankheiten zu, starben mit einer Wollust, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, wie die Fliegen, kurzum, so wie Hughs Glücksstern bis zu jenem unglückseligen Tage, wo das Kreuz auf der Kuppel seines Domes sein frommes Werk krönte, wie eine Rakete heraufgezischt war, mit eben so großer „Volupticität", wie wir in Quarta sagten, raste er, dem Gesetze der Schwerkraft folgend, wieder dem platten Boden zu, dem platten Boden der Gleichheit, der Armut und des mühseligen Erwerbs.

Als Hugh Corcoran so in unglaublich schneller Zeit sein Giro- und Bankkonto unter dem mächtigen Radier-Gummi einer nicht endenwollenden Krise verschwinden sah, als die platten Dächer seiner Häuser die Hypotheken nicht mehr tragen konnten und der Subhastation anheim fielen, als sein letzter Ochse in einer Zinnbüchse verschwunden war und als er nicht einmal mehr seinem Mütterchen die monatliche Rimesse und Hochwürden Herrn Scheible nicht mehr das wöchentliche Taschengeld in den Klingelbeutel werfen konnte, sich also faktisch eines häßlichen Tages vis-à-vis de rien sah, da ging er nochmals schwankenden

Schrittes in seine Kirche, befahl diese Hochwürden, seinem Mütterchen und sich selbst, seinem Schutzheiligen, St. Patrick, ging auf einen großen Schnürboden, wo in glücklicheren Tagen Tausende von Hammelpelzen gehangen hatten und — hängte sich auf, mit dem Bewußtsein, selbst der größte Hammel seiner Zeit gewesen zu sein.

Hochwürden suchte seinen Herrn auf, schnitt ihn ab und begrub ihn in geweihtem Boden mit einem Segenswunsch. Er log zum ersten Mal in seinem Leben, und diese fromme Lüge war schöner und heiliger, als alle seine Litaneien, die er vorher manchmal, oft gedankenlos, heruntergemurmelt hatte, er erzählte den Leuten, daß sein guter Herr, vom Schlage getroffen, gestorben sei.

Der Hirte ohne Herde, denn das war unser guter Franz Scheible, fand sich also als Waise vor. Der heilige Vater in Rom wollte nichts von ihm wissen, sein guter irdischer Papa war nicht mehr. Er hatte einen großen Dom mit viel Inhalt, eine schöne Amtswohnung mit allem, was dazu gehört, aber er hatte auch einen hungrigen Magen, eine leere Speisekammer und ein noch leereres Portemonnaie.

Von den wenigen Engländern in der Stadt war nichts zu holen, denn diese waren sämtlich protestantisch und hatten Mühe genug, ihren eigenen Pastor durchzufüttern, also mußte er auf die Katholiken, auf die Eingeborenen, zurückgreifen, und für diese waren schon zirka 50 Kirchen zu viel da.

Die wirklichen Pfarrherren hatten es sehr gut, und die anderen, die vielen jüngeren Italiener und Spanier, die noch keine eigene Pfarre hatten, wurden zusammen bei einem großen gemeinsamen Mittags- und Abendtisch so mit durchgefüttert. Aber um unseren braven Schwaben kümmerte sich keiner. Man betrachtete ihn als einen ungebetenen Eindringling, man „schnitt" ihn und hätte ihn am liebsten vor ein kirchliches Gewerbegericht gestellt. Der hungrige Franz kam auf die Idee, den spanischen Kindern englischen Unterricht gratis zu geben, um auf diese Art nach und nach eine englisch-katholische Gemeinde aufzuziehen. Aber von den 30 oder 40 Knäblein und Mägdlein, die anfangs seinen Hörsaal bevölkerten, blieben die meisten und schließlich auch die letzten weg. Dann suchte er sich eine Gemeinde von alten Mütterchen und Betschwestern zu bilden, um wenigstens ein kleines, wenn auch nicht zahlungs-

fähiges Auditorium für seine Messen zu haben. Die Mütterlein kamen auf sein Ersuchen und blieben wieder weg, da sie sein scheußliches Spanisch nicht verstanden. Dann stellte er einen äußerst niedrigen Tarif für Trauungen, Taufen und Begräbnisse auf, schrieb ihn mit der Hand ein paar Hundertmal ab und verteilte ihn unter die Nachbarschaft; auch das zog nicht. Die Mäuse in seiner Kirche waren noch zehntausendmal ärmer, als die proverbialsten Kirchenmäuse, und das Hungertuch, an dem er nun bereits seit Jahr und Tag nagte, war so in Fetzen gegangen, daß es nur noch ein einziges großes Loch bildete.

Wenn ich auch den besten Willen hatte, diesem ärmsten aller armen Teufel zu helfen oder zu raten, so erschien dies schier unmöglich. Daß er seinen Posten, auf den ihn der gute Hugh Corcoran gestellt hatte, nie und nimmermehr bis zum letzten Atemzuge verlassen würde, lag auf der Hand. Dazu oder zu etwas ähnlichem zu raten, wäre eine Dummheit, eine Beleidigung, eine Gemeinheit gewesen. Reich war ich selbst nicht, und ihm Geld anzubieten, hätte nur dazu geführt, mir seine mir sehr lieb gewordene Freundschaft verlieren zu machen. Also mußte

eine List benutzt werden, und dazu konnte nur und sollte der Klingelbeutel herhalten, der Klingelbeutel, der wie sein Vetter, der andere Beutel, den die Zauberkünstler auf der Bühne so geschickt und so niedlich benutzen, um in ihm ihre Taschenspielerkünstlein vor den Augen des Zuschauers zu verbergen.

Ich hatte ein paar Freunde, die keine Katholiken waren, aber des guten Zweckes halber gern als solche paradierten. Denn eine kleine Gemeinde mußte gebildet werden, denn wenn ich allein des Sonntags zu Scheibles Predigt erschienen wäre, so würde er ja doch sehr bald erkannt haben, wer das Goldstücklein in den Gabenstock getan hatte, das Goldstücklein, das den Leib und die Seele von Hochwürden zusammenzuhalten bestimmt war. Eine Zeitlang ging dies auch ganz gut. Der gute Wille war stark, aber das schlechte Fleisch noch viel stärker in seiner Schwäche. Nach und nach blieben die deutschen jungen Herren, die diese künstliche Gemeinde bildeten, wieder weg, den Sontagmorgen unter molligen Decken hinzuträumen und die Belohnung eines süßen Schlafes nach einer stark angebrochenen Sonnabend=zu Sonntag=Nacht mit schwerer Sitzung

im „Gambrinus“ wurde von ihnen als dazu berechtigt bedeutend dem Anhören einer holprigen Predigt aus den Lippen meines Schwaben vorgezogen.

Und so geschah es, daß mein frommer Betrug, denn Franz Scheible sollte und durfte nicht erfahren, daß ich aus Mitleid die einzige Quelle geworden war, aus der sein Dom und er ihren Unterhalt schöpften, ihm furchtbar klar wurde und eine tiefe Traurigkeit in sein Herz zog.

Er war zu gut, um ärgerlich auf mich zu sein, aber er schrieb mir einen langen Brief, in dem er mich bat, nicht mehr zur Messe zu kommen, da er keine Almosen annehmen könne. Er ließ sich auch nicht mehr bei mir sehen und öffnete mir, als er mich durch das Schiebefenster seiner bereits klapprigen Kirchentüre erkannt hatte, diese nicht. Da war guter Rat teuer. Ich befürchtete eine Katastrophe. Wollte er auf seinem Posten wie ein braver Soldat sterben, in einem Lande vor Hunger sterben, wo der ärmste Bettler, der frech genug war zum Betteln, ein verhältnismäßig angenehmes Dasein führte?

Umso überraschter war ich, als ich ihn eines Tages in freudigster Stimmung traf. Seine

Augen glänzten, sein Blick schweifte siegestrunken vor sich hin, er sah niemand, denn sein körperliches Auge war fast untätig, aber sein geistiges Auge war in Funktion und zwar augenscheinlich in sehr angenehmer Funktion, denn es weilte in höheren Sphären und sah einen irdischen Himmel offen. Obgleich ich ihn laut begrüßte, mußte er sich erst einen Augenblick sammeln, um mit seinen Gedanken zur Erde zurückzukehren und mich zu erkennen und mir meinen Gruß zurückzugeben. Bald, so klärte er mich auf mein erstauntes Fragen auf, würde alle Not ein Ende haben, bald würde er Reichtümer, unermeßliche Reichtümer sein Eigen nennen können, nicht um sie für sich zu verwenden, sondern um mit diesem irdischen Mammon seinem Dome wieder den alten Glanz zu verleihen, seinen Glanz und seine Herrlichkeit zu Ehren Gottes und seines allergnädigsten Herrn Schutzheiligen, St. Patrick. Ich starrte ihn sprachlos an. Er erriet mein Befremden über seine Worte und erklärte: Er hatte die wenigen Habseligkeiten und seine kleine Bibliothek, die er noch von Europa mitgebracht hatte, an einen Trödler veräußert und von dem Erlös ein Los gekauft. La grande, wirklich la

grande! wie ihm der Junge versichert hatte, und es war die Nummer gewesen, ein großes göttliches Wunder war geschehen, dieselbe Nummer, die ihm der heilige Patrick mit himmlischem Lächeln und sanften Trostesworten, als er verzweifelt dessen Hilfe angefleht, gesagt und gezeigt hatte.

Für den nächsten Tag war schon die Ziehung angesagt. Also nur noch 24 Stunden hatten in die Ewigkeit zu wandern, bis daß alle Not, alles irdische Elend für seinen Dom und für sich ein Ende hatte. — — — — — — — — — —

Vierundzwanzig Stunden gingen ins Land und la grande wurde gezogen. Schreiend und johlend zogen Hunderte von Jungen und halbwüchsigen Burschen durch die Straßen, wie dies immer der Fall war, und schrien jedem, der es wissen oder nicht wissen wollte, die Nummer zu, die diesmal aus einem armen Teufel einen reichen Mann gemacht hatte. Klopfenden Herzens ließ ich mir die Nummer sagen und von zehn, zwanzig Jungen bestätigen, um leider zu erfahren, daß der heilige Patrick meinen guten Scheible im Stich gelassen hatte.

Die Nummer la grande war nicht die Nummer, die Franz Scheible tags zuvor in seinen zitternden

Händen gehalten hatte, sondern wie die Abendzeitungen meldeten, war es ein bereits als Millionär und Wucherer verschriener alter Hallunke, dem die Heiligen auch diese Perlen in den Trog geworfen hatten. Eulen nach Athen tragen!

Hatte sich St. Patrick verguckt, hatte sich Franz Scheible verhört oder war der Schutzheilige Irlands, Hugh Corcorans und so auch Franz Scheibles in den Dienst des heiligen Vaters zu Rom getreten, um mit diesem letzten Streiche dem ungeweihten Dome, diesem Stachel im Auge des heiligen Vaters, den Todesstreich zu versetzen?

Franz Scheible wurde am nächsten Tage in der Sakristei tot aufgefunden. Ein Herzschlag hatte dem bereits von Entbehrungen äußerst schwachen Manne ein Ende gemacht. In seinen erstarrten Fingern hielt er ein Stückchen Papier, ein verfallenes Los, la grande, das nicht la grande war.